



Berlin, den 17. Mai 1902.

## Waldeck-Rousseau.

Paris hat eine gute, an Sensationen reiche Woche gehabt und die pudrigen Tageblattboffuets, die vor Jahrzehnten schon Barbey d'Aurevilly das Leben verleideten, brauchen von der Furcht vor pfingstlicher Festruhe sich diesmal nicht schrecken zu lassen; denn der aufgehäuften Stoff reicht für Monate aus. Zuerst rüttelte der Fall Humbert-Crawford die Nerven. Frau Therese Humbert, eine respektirte Dame der besten Gesellschaft, hat sich ungefähr zwanzig Jahre lang für die Erbin eines Vermögens von hundert Millionen Francs ausgegeben, das ein Amerikaner, Herr Crawford, ihr vermacht habe. In einer eisernen Truhe bewahrte sie den Schatz, zeigte Zweiflern manchmal dicke Rentenbriefbündel, durfte das Geld aber noch nicht als ihr Eigenthum betrachten, weil das Testament von zwei Neffen des Erblassers angefochten wurde, deren Besitzrechte der gewissenhaften Dame heilig waren. Mit genialer Verbrechertaktik schleppte sie die Sache seit 1883 immer wieder ins tiefste Dickicht des Civilprozesses; und da die Kermste mit ihrem Mann, dem Sohn eines früheren Justizministers, inzwischen doch standesgemäß leben mußte, pumpte sie, pumpte munter bei Groß und Klein. Vierzig Millionen hat sie auf diesem selbst heute noch ungewöhnlichen Wege zusammengebracht. Nun ist Madame mit Mann und Sippe verschwunden, die eiserne Truhe ist leer und über den Thatbestand kein Zweifel möglich: die drei Crawfords haben nie gelebt, Frau Humbert hat nichts geerbt und, um die Gläubiger hinzuhalten, in allen Instanzen die Komodie eines Erbschaft-

streites aufgeführt, dem jeder Gegenstand fehlte. Ein Stoff für Aristophanes, Le Sage oder Offenbach; ob ihn nicht irgend ein flinker Philippi bis zum nächsten Herbst deutschen Kunden zuschneiden wird? Noch lachten die nicht unmittelbar Geschädigten über die ausbündige, alle Schelmenromane übertrumpfende Gaunerphantasie, der solcher Erfolg beschieden war: da kam die Hiobspost, die Krater des Mont Pelée auf Martinique hätten eine Lavafuth ausgespien und Saint-Pierre, die Hauptstadt der alten, oft umstrittenen französischen Kolonie, verschüttet. Vierzigtausend Menschen sollen in dem Kataklismus umgekommen sein; diese Zahl erreicht nicht „fast“, wie der Deutsche Kaiser in einer Depesche an Herrn Loubet irrend sagte, die der in Pompeji von vulkanischem Wüthen Hingerastten, sondern ist zwanzigmal größer. Und kaum war dieses Schreckens jäher Prall verwunden, kaum singen die von unklarer Grausenskunde Verstörten zu sinnen an, wie den Ueberlebenden Hilfe zu bringen, die von einem durch die Antillenwelt tobenden Elementaraufbruch bedrohte Kolonie zu retten sei, als schon neue, nähere Sensation die ruhelosen Gemüther packte. Die letzte Schlacht im Wahlkampf war geschlagen und jeder Franzose griff nach dem Streckenrapport, um zu erfahren, wem auf der Jagd nach der Volksgunst diesmal Fortuna gelächelt habe. Und mitten in all dem Lärm wurden die Anker des Schiffes gelichtet, das den Präsidenten Loubet nach Rußland trägt, zum Gossudar der nation alliée et amie. Für eine Woche wars genug; und kein Wunder, daß auch unserer Zeitungen größter Theil mit der Schilderung französischer Zustände zu thun hatte.

Frau Humbert, der zwischen Turcaret und Mercadet ein Prangerplatz gebührt, wurde in die Kellerräume gewiesen und, wie des Landes der Brauch ist, von den fürs Feuilleton gemietheten jungen Leuten zur Verherrlichung deutscher Rechtspflege benutzt. Den Krater des Mont Pelée umkreisten allerlei seltsame Eintagsgeologen, die von Bimsstein sand wundervoll zu erzählen, die Kapilli anschaulich zu beschreiben wußten. Ueber die Fahrt ins Heilige Rußland wurden Wige gemacht, als wären bei uns solche Reisen nie zu den wichtigen Staatsaktionen gezählt worden. Die Politiker aber stimmten einen Triumphgesang an: Herr Waldeck-Rousseau hat gesiegt und die Horde der Prätorianer und Jesuitenschützlinge aufs Haupt geschlagen! Die schwarzen Anschläge der Dunkelmänner und Tyrannenknechte sind zu Schanden geworden und das Ministerium der Freiheit, des Lichtes, der Gerechtigkeit bleibt uns erhalten. Uns: ungefähr so wird wirklich geschrieben und gedruckt; als müsse dem guten Deutschen die Fortdauer der Firma Waldeck & Millerand ein Herzensbedürfnis sein. Ob sie dauern oder schon im Juni ge-

löscht werden wird, ist heute noch zweifelhaft. Die Berechnung des in der neuen Kammer zu erwartenden Stimmenverhältnisses ist keinen rothen Heller werth. Fast nach jeder Wahl sieht man in Frankreich das selbe Schauspiel: alle Parteien erklären sich von dem Spruch des souverainen Volkes befriedigt und preisen die Weisheit des Wählers, der sich durch des bösen Feindes Hülfskunst nicht vom rechten Weg locken ließ. Anders klingt das Lied gewöhnlich erst, wenn die neue Saison in den Folies-Bourbon eröffnet ist. Auch jetzt muß man sich gedulden, sollte man, statt dem Freudengekreisch der Jaurès und Rochefort zu lauschen, die Zeit bis zur Entscheidung benutzen, um die Bedeutung des Streites erkennen zu lernen, der nun Jahre lang schon Frankreichs Boden zermühlt und von dem alten Experimentirlande der Weltgeschichte bald in andere Gegenden fortwuchern wird. Seit der Dreyfuslärm verhallt und die Erregung, die dem Betrachter die wildesten Kampftage der Egen ins Gedächtniß ruft, dennoch nicht aus den Gemüthern gewichen ist, mußte jeder Wache merken, daß der in beiden Lagern mit allen Mitteln brutaler Gewalt und listiger Lücke geführte Bürgerkrieg einem größeren Gegenstande galt als der Rettung oder Vernichtung eines vom Standesgericht schuldig gesprochenen Menschen. Die Franzosen fühlen sich in ihrem Lebensrecht bedroht; sie möchten sich als ein starkes Herrenvolk in Europa behaupten und kämpfen deshalb gegen die kapitalistische Korruption, gegen die träge Gleichgiltigkeit der *déracinés*, die für alle sittlichen Fragen nur ein müdes, skeptisches Lächeln hat, gegen den Vaudevillegeist, den selbst der ernsteste, traurigste Vorgang nur zu frechen Witzen stimmt, und gegen die Tyrannei der schnell von jedem pfißigen Schwindler gefesselten Masse. Das Heil soll, so hoffen die Patrioten, vom Heer kommen, das nicht, wie das regirende Parlament zum großen Theil, aus käuflichen Strebern, sondern aus redlichen, in einen starren Ehrbegriff gewöhnten Männern besteht, dessen leuchtendes Kleid der Panamaschlamm nicht bespritzt hat und dem man ruhigen Muthes die nationale Zukunft anvertrauen darf. Der jede andere Erwägung niederzwingende Wunsch, in dem aller bürgerlichen Autorität beraubten Lande wenigstens das Ansehen der Armee ungetrübt zu wahren, hat in dem von Jules Lemaitre geleiteten Bunde *La Patrie Française* viele der feinsten Vorhutgeister zusammengeführt. Ihnen hat sich in den meisten Provinzen die Fortschrittspartei der Herren Méline und Ribot verbündet. In dieser Koalition sind wenige Pfaffenknechte, noch weniger Monarchisten, aber sehr viele aufgeklärte und liberale Leute zu finden, die offen sagen: Unser katholisches Volk hat gefährlichere Feinde, als der

Klerus einer ist; es braucht ein starkes, in der Disziplin und im Glauben an seine Führer nicht erschüttertes Heer und will lieber von französisch empfindenden Bischöfen und Generalen beherrscht werden als, wie bisher, von den Herz, Arton, Reinach und deren Dienstmannen. Daß die Schaar, die mit diesem Ruf in den Kampf zog und der die Bauern- und Kleinbürgerangst vor dem Erstarben des Sozialismus zu Hilfe kam, nicht beim ersten Ansturm den Sieg erstritt, ist das persönliche Verdienst des Ministerpräsidenten Waldeck-Rouffseau. Als Berrher, auch ein politischer Advokat, von seiner Presse zu den Halbgöttern erhöht wurde, schrieb Barbey in heller Wuth: Diese läppische oder heuchlerische Ueberwerthung eines Menschen ist auf die Dauer ekelhaft. Solches Gefühl regt sich in dem Unbefangenen auch beim Lesen der Waldeckhymnen. Doch der Held dieser Sänge ist der Beachtung werth.

In einem Büchlein von Ernest-Charles hat kluge Bosheit neulich sein Charakterbild gezeichnet. Ein Mann, der nie lacht, nie in hitzige Wallung geräth, der unter blicklosen, halb verschleierten Augen von Zeit zu Zeit nur melancholisch, verächtlich lächelt. Er läßt sich nicht hinreißen, nicht von Enthusiasmus noch Zorn weiter führen, als er gehen wollte, und kein Ereigniß scheint ihm das Phlegma vertreiben zu können. Dabei stolz, oft hochfahrend im Ton, mit der steifen Würde des vom Athem des profanum vulgus angewiderten Aristokraten; ein sehr kultivirter Mensch, Sammler seltener objets d'art, Dilettant im französischen Sinn des Wortes. Die Klosterschule hat ihn, wie so viele in mönchischer Zucht Erwachsene, allem Kirchenwesen entfremdet. Als junger Anwalt folgt er der Fahne Gambettas, dessen geflügeltes Wort: *Le cléricalisme, voilà l'ennemi* ihm aus kühlem Herzen gesprochen ist, wird neben dem stets Trunkenen ein nüchternen Minister, geht, als Gambetta fällt, zu Jules Ferry über, der ihm das wichtige Ministerium des Inneren anvertraut, und zieht sich, da die Bretonen ihn nicht wiedermählen, mit deutlichen Zeichen der Geringschätzung aus der Politik in die Civilrechtspraxis zurück. Er wird in Paris der Anwalt der großen Geschäftsleute und der großen Spitzbuben, häuft ein stattliches Vermögen und scheint, als die Heze Politik ihn nach Jahren abermals lockt, von dem einen Wunsch nur erfüllt: den Sozialismus mit Stumpf und Stiel auszuroden; und sozialistisch nennt er schon den bürgerlichen Radikalismus des Herrn Bourgeois, dem er vorwirft, den Umsturzparteien die Thür zur Herrschaft geöffnet zu haben. In allen Neben warnt er vor der destruction, empfiehlt er die *conservation sociale*. Ohne straffe Ordnung sei Freiheit nicht möglich und eine internationale Partei, die das Vaterlandgefühl negirt, ohne Rücksicht und

Schonung zu bekämpfen. Wer dem Arbeiter helfen wolle, dürfe das Kapital nicht beunruhigen, dem Arbeitgeber nicht die Möglichkeit nehmen, im eigenen Hause der Herr zu sein. Das Besitzrecht ist ihm das erste aller Menschenrechte. Im Oktober 1897 ruft er, ganz wie unser Stumm, in Reims, kein Verede, kein feiges Ausweichen nütze, die Entscheidung müsse klipp und klar für oder wider den Sozialismus fallen. Als er 1898 den Grand Cercle der konservativen Republikaner eröffnet, den er zum Hauptquartier der Sozialistenfeinde machen will, rühmt er Herrn Méline, den éminent homme d'État, den Minister, der das Land vom Unrath gereinigt und dessen Autorität sich von Tag zu Tag verstärkt habe. Drei Monate danach scheidet Méline aus der Macht und Waldeck ruft dem „energischen Republikaner“ nach: *Nous ne lui disons pas adieu, mais au revoir!* Das war im Juni 1898. Ein Jahr später war Waldeck-Roussseau Ministerpräsident. Er wählte zwei Sozialisten, die Genossen Baudin und Millerand, den Führer der sozialdemokratischen Kammerfraktion, zu Kollegen und hat seitdem keinen anderen Politiker mit so zähem Ingrimme verfolgt wie Herrn Méline, dessen politisches Wesen doch in keinem Zuge gewandelt ist. Staunend sahen Waldecks frühere Freunde dem Spektakel zu und fragten, was diesen Mann, der nie nach Volksgunst lüstern schien und der schon oft Gelegenheit hatte, ohne Opfer zur Macht zu gelangen, bestimmt haben könne, seine ganze Vergangenheit als ein Zweiundfünfzigjähriger so zu verleugnen. Ein psychologisches Räthsel. Auch der Herr, der sich Ernest-Charles nennt, hat es nicht gelöst.

Und doch ist am Ende die Lösung selbst dann nicht gar so schwer zu finden, wenn man sich vorher entschlossen hat, Waldeck nicht einfach für einen feilen Wicht und Streber zu halten. Er ist klug, ungewöhnlich geschickt und so weitsichtig, wie man dem gesuchtesten pariser Civilanwalt zutrauen durfte. Er spricht nicht mehr von *destruction* und *conservation sociale*, sondern hat längst ein anderes Schlagwort gewählt und heißt sich selbst den Organisor der *défense républicaine*. Die Republik, sagt er seit drei Jahren, ist bedroht; vor jedem Thor lauert ein Prätendentenwunsch, eines Diktators Ehrgeiz, und wenn wir nicht wachsam sind, wird mit der Hilfe der immer den starken Vändigern verbündeten Pfaffenchaft uns morgen irgend ein Gassencaesar knechten. Das glaubt der Schlaue natürlich selbst nicht, der genau weiß, daß von allen Staatsformen des vorigen Jahrhunderts keine in Frankreich so ungefährdet war wie die 1870 geschaffene und daß für absehbare Zeit an die Auferstehung einer Monarchie von Gottes oder von Pöbels Gnaden nicht zu denken ist. Er zweifelt auch nicht an der Zuver-

lässigkeit des Klerus, der, auf Leo's und Rampollas Befehl, mit der Republik Frieden geschlossen und nicht den geringsten Grund hat, in nutzlosen Abenteuer kostbare Kraft zu verzetteln. Aber ein Anwalt und ein Politiker hat nicht immer, hat sehr selten sogar die Pflicht, die reine Wahrheit über die Forderung der Augenblickstaktik zu stellen. Wer sich gewöhnt hat, die Menschen nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Reden zu beurtheilen, wird leicht merken, daß Waldeck-Roussseau seinem alten Ziel, die Neigung zum Sozialismus aus den Hirnen zu scheuchen, um eine tüchtige Strecke näher gekommen ist. Der feine Skeptiker, der an der Barre und in Wahlversammlungen die Massenpsychie schätzen gelernt hat, mag geschmunzelt haben, als er auf den großen Boulevards Tausende rufen hörte: Nieder mit Millerand! Conspuez le baron! Kein Jeteru, kein Sozialistengesetz, „kein Kampf mit geistigen Waffen“ konnte so wirken wie die wehe Enttäuschung, zu der ein sozialdemokratischer Minister seiner Genossenschaft verhalf. Die Millerand, Jaurès, Viviani, die ministrables sein wollten, haben in heißen Schlachten die Guesdisten, Marxens strenggläubige Jünger, geschwächt und zugleich sich selbst um den Nimbus des Volksbeglückers gebracht. Dieser Erfolg war nur durch eine Verbrüderung von Bourgeoisie und Proletariat zu erreichen; und solches Bündniß wurde erst möglich, wenn der Menge die Ueberzeugung eingehämmert war, die Republik sei, die Freiheit, das Menschenrecht in Gefahr. So oft eine Bourgeoisie sich in ihrem Besitzrecht bedroht fühlt, schreit sie, die heiligsten Menschheitgüter seien gefährdet, zeigt sie der gegen die schrankenlose Selbherrschaft erregten Masse den Pfaffen als Erzfeind und sucht sich das Schwimmel zu befreunden, das ihr morgen sonst in die Puststuden brechen könnte. Und jedesmal — eben sahen wir's wieder in Belgien, wo liberale Fabrikanten die Arbeiter um den Kampfspreis prellten und der Sozialdemokratie eine Wunde schlugen, von der sie sich schwer erholen wird — jedesmal ist das Proletariat dann so arglos, so blind, daß es sich von den ungemein menschenfreundlichen Kapitalisten firren und als Helotenheer in einen Krieg der Privilegirten treiben läßt, in dem es nichts zu gewinnen hat.

Herr Waldeck-Roussseau hat dieses Nothmittel nicht erfunden, aber so klug angewandt, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Frankreich, das eine soziale Revolution fürchten mußte, hat heute nur Salonsocialisten und machtlose Sekten. Waldeck hat gesiegt, nicht über monarchistische oder pfäffische Feinde der Republik, sondern über die Förderer der *destruction sociale*. Unserer Presse ist er der lichte Held lauterster Redlichkeit. Vielleicht stammt die Dankbarkeit aus dem Instinkt, der in Waldeck den Hort bourgeoisen Besitzfriedens wittert.

## Die Welt als Zeit.

Man lernt mehr Weisheit mit dem Hören als mit dem Sehen. Das Hören bringt mehr herein, aber das Sehen weist mehr hinaus. Meister Eckhardt.

Es giebt keinen Unterschied zwischen dem Subjekt, das erkennt, und dem Objekt, das erkannt wird.

Pariser Universität anno 1276.

Vielleicht habe ich in meinen Berichten über Nauthners Sprachkritik\*) den Grundgedanken des Werkes verständlich genug wiedergegeben; was mir aber zu fehlen scheint, ist die Aufdeckung des Grundgefühles, aus dem heraus Nauthner aus Werk gegangen ist; und was schließlich das Selbe sagt: es muß noch gezeigt werden, zu welchem Ende uns Nauthner diese Waffe in die Hand gegeben hat. Kurz gesagt: zum Ende Gottes. Ich glaube, nicht falsch zu vermuthen, wenn ich sage: Was Nauthner bei dieser Arbeit langer Jahre gestählt und begleitet hat, war das Gefühl, daß es weder Kant noch einem Anderen bisher gelungen war, mit der falschen Hypothese „Gott“ fertig zu werden. Man mußte die Sprache angreifen, noch mehr, man mußte erkennen, daß all unsere Erkenntniß nur Sprache sei, um diese That zu thun, — es einmal für alle hinzustellen: ob Ihr es Gott nennt oder moralische Weltordnung oder Zweckmäßigkeit der Welt oder tiefere Bedeutung der Welt oder Erforschung der Wahrheit oder Erkennbarkeit der Welt, — es ist immer das Selbe: der Glaube, die Welt aussprechen zu können, ist der Glaube an Gott. Was immer Ihr von der Welt sagt: es sind Worte. Das heißt: es ist nicht wahr. Wahrheit hieß bisher immer: so ist es; wenn das Wort noch fernerhin angewandt werden soll, muß es bedeuten: es ist anders. Das Wort Wirklichkeit mögen wir ruhig behalten für unsere Erscheinungswelt, für Das, was auf uns wirkt und wiederum von uns bewirkt wird; Wahrheit aber ist ein durchaus negatives Wort, die Negation an sich, und darum in der That Thema und Ziel aller Wissenschaft, deren bleibende Ergebnisse immer nur negativer Natur sind. Darum auch ist es kein Widerspruch, daß Nauthners Kampf gegen die Sprache sprachlich geführt wird: denn Das ist eben die Aufgabe der Begriffssprache, sich mit Dem zu beschäftigen, was nicht ist, bisher Geglaubtes zu negiren. Alles ist anders: Das ist die Formel all unserer Wahrheit. Auf diese Ahnung ist es wohl zurückzuführen, daß man hinter dem Tod die Lösung des großen Räthfels gesucht hat; ich möchte sagen, man hat den Trugschluß gemacht, aus der

\*) S. „Zukunft“ vom 23. November 1901.

Empfindung, daß Wahrheit = Anderssein ist, zu schließen: es brauche also nur eine gründliche Veränderung mit uns vorzugehen, damit wir Alles erkennen. Aber solche Veränderung ist ja auch wieder nur etwas Positives, nur ein Zustand; jenes Anderssein aber drückt lediglich die Negation aus und könnte durch „niemals“ ersetzt werden. In dieser Auffassung fällt „Wahrheit“ natürlich auch mit dem „Ding an sich“ zusammen. Was steckt hinter unserer Wirklichkeit? Etwas Anderes! Wie ist die Welt an sich? Anders!

Diese Wahrheit, daß man die Welt eben darum nicht erkennen kann, weil man sie erkennen muß, räumlich, zeitlich, dinghaft wahrnehmen und mit Worten belegen, ist schon früh und immer wieder, manchmal mit wunderbarer Schärfe und Deutlichkeit, ausgesprochen worden; und gerade in den Kreisen, wo man mit tiefster Sehnsucht nach der Ruhe des Positiven lechzte und darum unerschrocken und ehrlich war. Denn die Geschichte der Weltanschauungen, der Philosophien wie der Religionen, könnte in zwei Lager getheilt werden: auf der einen Seite Solche, die sich schnell bei etwas Positivem beruhigten: die Priester und die Gründer philosophischer Systeme als Bessere und die Pfaffen und Philosophieprofessoren als weniger Gute; auf der anderen Seite Solche, die leidenschaftlich nach Ruhe begehrten, aber durch nichts beruhigt werden konnten: die Ketzer, Sektierer und Mystiker. Es geht eine Linie, die bei den Neuplatonikern sicher nicht anfängt, aber doch zum ersten Mal mit Sicherheit festzustellen ist, die dann in Dionysius Areopagita wohl im fünften Jahrhundert ihren ersten Höhepunkt findet, in Scotus Erigena im neunten ihren zweiten, die dann nachhaltig die Scholastiker, Realisten und panpsychistischen Sekten des Mittelalters berührt, bis sie in Meister Eckhardt ihren dritten und höchsten Gipfel erreicht. Von da geht die Linie langsam und verborgen, aber unverloren weiter über Picus de Mirandola, Molinos und Jakob Boehme zu Angelus Silesius, der, wie der treffliche Gottfried Arnold so wunderhübsch sagt, „aus denen vornehmsten mystischen Theologis die summam der geheimen Gottesgelahrtheit in nervosen und nachdrücklichen epigrammatibus vorträgt“, der sich aber zu Eckhardt verhält wie der Jesuitenstil zur Gotik; ein deutlich erkennbarer Zweig geht dann nach England hinüber zu dem großen Berkeley, der freilich als echt englischer Kopf genialste Negation mit krafllosestem Positivismus zu vereinigen mußte; die Linie scheint mir bis in die Gegenwart zu reichen und in Johannes Wedde und vor Allem Alfred Nombert in die Erscheinung getreten zu sein. Sie Alle sind in der Einsicht vereint, daß sie — mit Berkeley zu sprechen — Sinne und Worte als erroneous principles bezeichnen; sie machen demnach, wie Johannes Wedde es ausdrückt, „Front gegen jede bestehende Religionsgemeinschaft (und jedes wissenschaftliche System), denn sie Alle fordern die Anerkennung gewisser Begriffe und Begriffsverbindungen als intellektuell richtiger. Es ist



aber unmöglich, daß ein Mensch Etwas richtig begreife.“ Sie sind ferner auch darin einig, unsere Sinnenwelt als etwas Bildmäßiges zu betrachten, und mühen sich leidenschaftlich, eine Welt „ohne Bilder und Zeichen“ — wie Nombert sagt — zu schaffen. Und drittens sind sie darin einig, daß sie — im Gegensatz mehr zu dem landläufigen materialistischen Pantheismus als zu Spinoza — spiritualistische Pantheisten sind; da die Welt (oder Gott) nicht von außen her erkannt werden kann, muß sie von innen her geschaffen werden: durch Abkehr von Raum und Zeit, durch mythische, nicht oder kaum auszuspreekende Versenkung sollen außen die Dinge und innen das Ichgefühl aufhören, zu sein, Welt und Ich in Eins zerfließen.

Der Größte unter all diesen legerisch mythischen Skeptikern war unser Meister Eckhardt, der mit gewaltigen Mitteln unternahm, wovon bei Spinoza nur Spuren zu finden sind und was fünf Jahrhunderte später dem Kant-schüler und Boehmesproß Schelling nicht gelingen wollte: Pantheismus und kritische Erkenntnistheorie in Harmonie zu bringen. Er wußte und hat es oft ausgesprochen, daß man Gott, den Sinn der Welt, nicht erkennen könne, daß wir aber wissen, was er nicht ist. Auch war es seine tiefe und bleibende Erkenntniß, dieses Nichts, mit dem er eben so wie schon Dionysius und Scotus Gott identifizierte, für ein unbekanntes Positives zu erklären, dessen Attribute nur alle unsere Erscheinungen sammt unserem Ich sind. Dieses Unbekannte glaubt er aus sich heraus schaffen, mythisch darcin versinken und dann bildmäßig und in Gleichnissen davon sprechen zu können. Es war ihm sicher, daß, was wir in uns selbst als seelisches Erleben finden, dem wahren Wesen der Welt näher stünde als die außen wahrgenommene Welt. Aber auch dieses innere Erleben, wenn es schon den Raum abgethan hatte, geschah doch noch in der Form der Zeit; und darum betrachtete er die Zeit als den ärgsten Feind Gottes. Zeitlos mußte man werden, damit Außenwelt und Ich zu Einem würden. Die Stellen, wo er von diesen inneren Erlebnissen tiefster Art erzählt, gehören zum Ergreifendsten, was es an Wortkunst überhaupt giebt. Selten hat Einer so schön und wahrhaft um das Unaus-sprechliche herumgesprochen wie Meister Eckhardt. Aber hier handelt es sich nicht darum, sondern um die Frage: ob es möglich ist, einen solchen über-natürlichen Zustand, wo Welt und Persönlichkeit zugleich aufgehoben und vereinigt sei, in sich zu verspüren. Da wir selbst ganz sicher nicht nur äußere und innere Erscheinung sind, sondern auch zur Welt als Wahrheit, zur Welt, wie sie anders ist, gehören, läßt sich, wie ich zögernd sagen muß, diese Möglichkeit nicht ohne Weiteres abweisen. Daß Das, wovon uns die Mystiker Bericht erstatten, nur Wortbild und Negation falscher Annahmen ist, beweist nichts dagegen, daß sie Etwas erlebt haben, das sich anders nicht sagen läßt. Auch die Erkenntniß, daß zum Beispiel Meister Eckhardts Ent-

zäden über seine tiefen Stunden und Verzückungen dem psychologisch präsenten Leser sich als sein Staunen über die eigene Genialität herausstellt, der er in nüchternen Stunden selbst nicht gewachsen war, ist noch nicht durchschlagend. Und auch der Einwand, wir könnten nichts fühlen oder im Bewußtsein haben, was nicht Zeit erfordere, beweist nichts, denn es handelt sich eben bei diesen Erlebnissen um Gefühls- und Seelisches so wenig wie um Materielles: auch Erlebnis ist natürlich ein gräßlich falsches Wort für etwas Zeitloses und darum auch Lebloses. Dabei ist niemals ein Erlebnis so stark und wahrhaft als Ungeheuerliches, Blendendes, Forttreibendes und Befeligendes geschildert worden wie von den Mystikern dieser benommene Traumbzustand. Ich lasse dies Geheimnißvolle also dahingestellt; nur muß hinzugefügt werden, daß die Erklärung des Zustandes als irrige Deutung genialer Entrücktheit — Andere würden sagen: einer krankhaften Verfassung — eben so wohl möglich ist. Und vor Allem: da dieser Verkehr zwischen Welt und Individuum völlig unmittheilbar sein muß, kann er als solcher weder dem Gedächtniß des Individuums noch irgend einer Erkenntniß angehören. Wäre ich dazu genug Mystiker, so würde ich sagen, er gehöre wohl dem Weltbewußtsein an; aber solche Bilder darf sich ein armer Normaler nicht erlauben. Wenn es also Etwas dieser Art giebt, dann hat es seine eigene Sphäre und geht uns nicht das Geringste an, so lange wir es nicht mitgemacht haben. Es ist dann die selbe Sache wie mit dem Tod, von dem schon Epikur gesagt hat, daß er uns nicht angeht, und unserem Zustand vor der Geburt oder eigentlich der Zeugung. Nur geht es uns freilich mit unserer ersten Kindheit genau so; und doch wird kaum Einer leugnen wollen, daß sie zu seinem Erleben gehört. Wir sind eben doch noch mehr als Gedächtniß und Bewußtsein; oder, das Selbe nicht negativ, sondern metaphorisch ausgedrückt: unsere Bewußtseine hinterlassen nicht alle bleibende Spuren in dem Bewußtseinstheil, den man Gedächtniß nennt. Körperlich freilich ist kaum mehr Etwas von Dem an uns, was wir damals als Kind waren; nicht einmal die Zähne.

Ich habe gesagt, die Wissenschaft sei das Wissen von Dem, was nicht ist. Das ließe sich an Beispielen Wauthners weiter erläutern; ich erinnere an das Gesetz von der Trägheit oder der Erhaltung der Energie, deren Aussagen ja nur landläufige Fetzthümer zurückweisen. Ich habe dann zweitens von dem Nichtwissen in dem abgründlich positiven Sinn der Mystik gesprochen; für Den, der daran glaubt, muß Das die einzige Art von Religion sein, die ihm noch möglich ist. Neben diese Wissenschaft und diese Religion tritt ein drittes Element unserer Weltanschauung: die Kunst. Darunter verstehe ich hier die symbolische oder metaphorische Ausdeutung der Metaphern unserer Sinne und der Metaphern unseres inneren Bewußtseins. Sie hat an die Stelle Dessen zu treten, was bisher die Wissenschaft Positives zu leisten

wähnte. Nicht mehr absolute Wahrheit können wir suchen, seit wir erkannt haben, daß sich die Welt mit Worten und Abstraktionen nicht erobern läßt. Wohl aber drängt es uns, so stark, daß kein Verzicht möglich ist, die mannichfachen Bilder, die uns die Sinne zuführen, zu einem einheitlichen Weltbild zu formen, an dessen symbolische Bedeutung wir zu glauben vermögen. Das aber ist Kunst in diesem höchsten Sinn: ein zwingendes Sinnbild der Welt. Wo immer wir in den Thaten der Wissenschaft zwingend Positives antreffen, bei Kopernikus oder Laplace, bei Helmholtz oder bei Herz: wir dürfen wissen, daß es entweder nur versteckte Verneinungen sind oder zwingende Symbole, die irgendwann einmal von treffenderen Metaphern abgelöst werden. In der Wissenschaft also findet man überall zerstreut die Bruchstücke der Symbolik, die einmal an die Stelle des angeblich positiven Theils unserer abstrakten Erkenntniß treten wird. Bevor es aber dazu kommt, bevor es möglich zu sein scheint, aus den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung eine Weltgestalt zu formen, scheint eine große Umnennung nöthig: der Verzicht auf eine uralte Metapher und ihr Ersatz durch eine andere. Der Raum muß in Zeit verwandelt werden.

Selbst Rauthner spricht an einer Stelle, wo er von dem alten Gegensatz von Leib und Seele redet, davon, er könne die Schwierigkeit nicht einsehen, die in der Vorstellung liegen solle, daß feine Bewegungen der Außenwelt sich zunächst in Nervenbewegungen und dann in Das verwandeln, was wir Empfindung nennen. Diese Stelle ist aber freilich vereinzelt und ihr stehen andere bedeutsam gegenüber, in denen es heißt, wenn die Sprache Das ausdrücken könnte, möchte er sagen, der Glockenton sei für die Glocke selbst keine Bewegung, sondern Etwas wie Empfindung. Ich gestehe: mir giebt einzig und allein diese — keineswegs unaussprechbare — Vorstellung einen Sinn; der Gedanke, da draußen sei etwas Körperliches, das unabhängig von meiner Wahrnehmung so materiell da sei, und dieses Ding oder diese Bewegung von Stofftheilchen „bewirke“ Das, was mir von innen her als Psychisches so wohlbekannt ist: dieser Gedanke ist für mich völlig absurd. Spinoza hat es schon gesagt, wenn es auch durch die stumpf geschliffenen Brillen der Spinozisten meistens nicht durchgegangen ist: die Welt kann physisch vollkommen ausreichend erklärt werden und braucht das Psychische gar nicht erst zu bemühen: von den Wirkungen da draußen geht es ins Sinnesorgan, von da zu den Leitungsbahnen der Nerven, von da zum Hirn, vielleicht von einer Partie zur anderen, vielleicht auch chemischen Veränderungen unterzogen oder sonstwie behandelt, auf Arten, die wir nicht kennen, und vom Hirn geht es wieder auf anderen Nervenbahnen hinaus in die Außenwelt als Aktion; Alles rein materiell. So kann die Welt erklärt werden; aber Psychisches kann nur durch Physisches erklärt werden: und Das, was innen

in uns, als unser Allerbekanntestes, vorgeht, ist nach dieser Weltmetapher nicht etwa eine Wirkung oder Etwas, das als Begleitererscheinung nebenher geht, sondern es ist ganz und gar nicht vorhanden. Wir mußten, weil wir die Metapher „Ding“ oder „Materie“ oder „Außenwelt“ acceptirt haben, nothwendiger Weise an die Stelle unserer vertrautesten Innenvorgänge die Metapher „Nerven“, „Gehirn“ u. s. w. setzen. So steht die Sache und man kann, wenns Einem genügt, statt von inneren, psychischen Erlebnissen, von Gehirnvorgängen reden; wenn man aber meint, die Gehirnvorgänge seien die Ursache der Seelenerlebnisse, so scheint mir, da meine man Unfalsch. Wie Spinoza erkannt hat: Physisches kann nur durch Physisches, Psychisches nur durch Psychisches erklärt werden; vermengt man die beiden Bereiche, so läßt man sich die schauderhaftesten Metaphervermengungen oder Wippchen zu Schulden kommen.

Ein Weltbild, das zur Voraussetzung die Annahme hat, unsere inneren Erlebnisse seien nicht vorhanden, scheint mir nur eine Unmöglichkeit für uns Menschen. Wohl gemerkt: es ist bei diesem konsequenten Materialismus nicht anzunehmen, es handle sich bei Dem, was wir innen verspüren, um eine Täuschung; keineswegs! Denn auch „Täuschung“ ist ja so eine vertraute psychische Angelegenheit; man muß vielmehr behaupten, diese Erlebnisse seien gar nicht da; wenn Einer zum Beispiel seinen Arm in die Höhe hebt, gefessele nur, was davon zu sehen sei; und noch ein paar körperliche Vorgänge ähnlicher Art im Innern des Leibes; aber daß er selbst von dieser Aktion Etwas spüre: Das gebe es nicht. Mir scheint also ein solches Wegleugnen uns unmöglich. Die Wirklichkeit unseres Innenseins ist uns unentweifelbar. Es bleibt uns aber noch der andere Weg: Alles psychisch zu erklären. Und Das scheint mir in der That geboten: was wir als Neues wahrnehmen, muß uns etwas Psychisches bedeuten. Wir müssen die körperliche Welt als eine Metapher unserer Sinne betrachten lernen, die wir erst dann mit der Metapher unseres Ichgefühls zusammenreimen können, wenn wir eine Metapher zweiten Grades vornehmen: diese körperliche Außenwelt ist uns nur noch ein Symbol, ein Zeichen für Etwas, das gleicher Art ist mit unserem Seelenleben. Rauthner liebt es, die Zeit als die vierte Dimension der Wirklichkeit zu bezeichnen. Dahinter steht schließlich gar nichts Anderes als die Andeutung, die Zeit sei nur Etwas wie eine Eigenschaft des Raumes. Wenn es ihm möglich ist, auch unseren inneren Zeitinhalt, unser Psychisches rein als Raum hinzustellen, dann soll uns dieser konsequente Materialismus sehr willkommen sein; wir können ihn brauchen, wenn auch nur, damit er sich ad absurdum führt. Aber ich glaube nicht, daß Rauthner den Versuch machen will; es scheinen mir nur Reste einer schon fast völlig überwundenen Epoche der materialistischen Metapher zu sein. Der Versuch, den er manch-

mal mocht, das Gedächtniß als eine Art objektiven, ohne Bewußtsein funktionirenden mechanischen Apparates zu betrachten, gehört auch zu diesen Anläufen. Dieser Erklärungsversuch mit Hilfe des objektiven Gedächtnisses wäre eine uns ganz und gar sinn- und bedeutungslose Wörterzusammenstellung, wenn wir nicht unser subjektives Gedächtniß hätten, das wir so sehr gut kennen, ohne es im Geringsten erklären zu können. Das Psychische läßt sich eben nur dann durch Physisches „erklären“, wenn man das Psychische als bekannt, als keiner weiteren Erklärung bedürftig voraussetzt. Dann aber thut die physische Erklärung wundervolle Dienste: als bedeutungsvolle Symbole für das Seelische, das objektiviert und veräußert werden muß, um erkennbar zu sein. Mit der Aussage, die Zeit sei die vierte Dimension des Raumes, vermag ich also zur Bezwingung und Gestaltung der Welt nichts anzufangen. Umgekehrt drücke ich aus: der Raum mit Allem, was darin ist, ist eine Eigenschaft der Zeit. Nicht mit dieser veralteten Metapher — Eigenschaft! — ausgedrückt, sondern vorläufig negativ: es giebt keinen Raum; was uns räumlich beharrend erscheint, ist eine zeitliche Veränderung; was uns im Raum bewegt erscheint, sind die wechselnden Qualitäten zeitlicher Vorgänge.

Der Einwand, unsere Sprache sei aber nun einmal von Haus aus materialistisch, trifft uns auf dieser Stufe durchaus nicht und kann uns nicht abhalten, weiter zu schreiten. Er sagt nichts weiter, als daß die abstrakten Begriffe, mit denen Volksglaube und Wissenschaft arbeiten, den Charakter des Sinnlichen nicht abstreifen können. So daß zum Beispiel Atom, Aether und solche Worte nichts weiter sind als undorstellbare Produkte räumlicher Vorstellungen, uns aber niemals von den Sinnesindrücken befreien können. So lange man die Worte wörtlich und die Mittheilungen der Sinne sinnlich versteht und so lange man aus dem Sinnlichen und seinem Wortschatten positive Wahrheit schöpfen will, ist der Einwand richtig und wichtig, daß die Sprache uns nicht vom Fleck bringen kann. Hier aber, auf dieser Stufe des Kunstwissens und der bewußten Metapher, ist uns alle Sprache nur ein Symbol des nicht weiter Auszusprechenden, des Unmateriellen. Diesen Dienst hat die Sprache als Wortkunst schon immer geleistet. Nehmen wir ein Beispiel aus Goethe, wie es sich mir beim zufälligen Aufschlagen eines Bandes bietet:

Wie Felsenabgrund mit zu Füßen  
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,  
Wie tausend Bäche strahlend fließen  
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth,  
Wie strack, mit eiguem kräftigem Triebe,  
Der Stamm sich in die Räfte trägt:  
So ist es die allmächtige Liebe,  
Die Alles bildet, Alles hegt.

Das, was uns diese Begriffe vermitteln, ist weder eine Abstraktion noch eine äußere Wahrnehmung: die Worte und Sinnenbilder sind nur Metaphern für etwas Innerliches, das Goethe uns mitzutheilen versteht. Ich meine nun: eben so wie wir unser Inneres auszudrücken verstehen mit Hilfe bildlicher Ausdrucksweise, eben so gut können wir auch, um die Einheitwelt zu formen, die wir brauchen, die Welt als etwas Psychisches darstellen, unter Benutzung von Wörtern, die freilich nur Aeußeres bedeuten; aber das sinnlich Ausgedrückte und das sinnlich Wahrgenommene soll uns nur an Psychisches erinnern. Die Aufgabe für Den, der ein einheitliches Weltbild formen will, ist also: das Materielle als etwas Psychisches darzustellen. Das heißt: glaubhaft zu zeigen, daß die Materie, das außen Geschaute, nur eine metaphorische Darstellung, ein Sinnenbild oder Sinnbild feelischen Vorganges ist. Wenn Das möglich sein soll, muß zwischen den Außenbereichen und unseren Ichgefühlen eine Ähnlichkeit, ein Vergleichungspunkt vorhanden sein. Das ist der Fall; und die mechanistische Wissenschaft hat uns dieses tertium comparationis nahe genug gebracht: ich meine die Zahl. Die Zahl ist der Weg vom Raum zur Zeit, von den Dingen zum Seelenfließen, von der Gesichtssprache zur Musik, von der Weltanschauung zur Weltbeherrschung, der Weg zu einer neuen Metapher.

Schon Berkeley hat gewagt, daß Alles, was wir sehen, nur die Sprache von etwas Psychischem ist, also nur ein unzutreffendes Bild des Wirklichen in fremdem Material giebt; seine beste Erkenntniß hat ihm seine Christensprache verhungt, aber deutlich genug hat er trotzdem von dem visual language gesprochen. Und Lazarus Geiger hat wiederum entdeckt, daß alle die Begriffe, die unsere Weltanschauung bilden helfen, auf das Sehen zurückgehen. Also, füge ich hinzu, auf den Raum; denn die Raumhypothese ist, wie ich zeigen will, nur auf das Auge, nicht, wie man meist annimmt, auf eine Kombination von Sehen und Tasten zurückzuführen. Nicht die drei Dimensionen sind das Charakteristische für die Hypothese des Raumes, sondern die Annahme eines Aeußeren, Dinghaften, Bleibenden, das nicht zu uns gehört, das nicht bei uns, nicht unser ist. Ohne Distanz, ohne Entfernung, ohne Trennung durch scheinbar Unausgefülltes wäre man niemals darauf gekommen, Etwas wie Raum oder Ding anzunehmen. Unsere Sprache ist substantivisch und objektivisch, weil schon unser Auge ähnlich angelegt ist; die Distanz zwischen uns und dem Erschaute, das nicht an uns rührt, das nicht unser Leben, sondern unsere Fremde ist, hat die Klust geschaffen, die zwischen Welt und Ich gähnt. Man stelle sich einmal vor, es habe nie Gesichtsvorstellungen gegeben, niemals Licht oder Farbe oder gesehene Gestalt, und dann gleite man, während die Augen geschlossen sind, mit den Fingerspitzen dem nächsten Gegenstand entlang, diesem Stuhl oder diesem Tisch; ich behaupte: was ich da fühle, ist nimmer-

mehr ein harter Gegenstand da drauſen — ich kenne kein Drauſen und habe nicht die geringſte Veranlaſſung, es anzunehmen —, ſondern nur eine in der Zeit vorgehende Veränderung meiner ſelbſt. Meine Fingerspitzen werden ſo merkwürdig verändert; Das fühle ich; da wir dieſe Taſtsprache nicht ausgebildet haben, will ich mich unſerer Ausdrücke bedienen und ſage: meine Fingerspitzen werden hart; und inzwiſchen ſind ſie geſchweift und glatt (Form und Oberfläche des Stuhles) und nun iſt wieder das Alte (der Stuhl hat aufgehört) und jezt ſind die Finger ſcharf (die Schreibtiſchſtante) und nun werden ſie naß und kalt (ich bin ins Tintenfaß gekommen). Selbſtverſtändlich könnten dieſe Abſtufungen, Grad- und Qualitätunterſchiede noch viel feiner und ſpezifizirter ausgedrückt werden, wenn die Menſchen bis heute das Intereſſe gehabt hätten, darauf zu achten. Aber jedenfalls habe ich nicht die geringſte Veranlaſſung, beim Taſten mir ein Außen zu denken, da ich ja nur Etwas fühle, das bei mir, an mir, zu mir gehörig iſt. Ich fühle nur, daß in der Zeit ſortwährend Veränderungen mit mir vorgehen. Alles alſo, was ich taſte, ſind zeitliche Qualitätunterſchiede, aber keine Spur von Raum bietet ſich mir dar. Während es mir alſo unmöglich iſt, wie ich zeigte, von der Zeit und meinen Ichgefühlen abzusehen, kann ich vom Taſtsinn aus ſehr wohl das Urtheil abgeben, das für die Erklärung des Psychiſchen durch Psychiſches nothwendig iſt: Es giebt keinen Raum. Und genau ſo ſteht es mit dem Temperaturſinn, mit dem Schmerzſinn und den übrigen Abarten des Taſtsinnes, genau ſo ſteht es auch mit dem Gehör, dem Geruch, dem Geſchmack und Allem, was wir leiblich verſpüren: überall ſind es lokale Vorgänge, wenn ich es vom Geſicht aus erkläre, ſind es Zeitveränderungen an mir, wenn ich vom Geſicht abſehe. Hätten wir keine Augen, ſo wäre der Unterſchied zwiſchen der Welt und mir niemals entſtanden, wäre man niemals auf die verrückte Idee gekommen, zu dieſem Leib hier zwar Ich zu ſagen, aber ja nicht zu dieſem Buch oder dieſem Tiſch oder dieſer Frau. Und wäre, als das Auge entſtand, Telegraphie und Telephonie ohne Draht ſchon eine vertraute Sache geweſen, ſo hätte man aus der Diſtanz wohl auch nicht auf eine Andernartigkeit des Geſchauten geſchloſſen, ſondern geſagt: Wie bin ich gewachſen! Wie breitet ſich auf einmal eine Sprache vor mir aus, für ganz neue, ſonderbar klare Gefühle, die ich biſher kaum im Dunkeln geahnt! Nein: man hätte gar nichts geſagt, man hätte geſchaut und hätte Das als die neue Sprache empfunden. Denn es wäre nichts Getrenntes, nichts Fremdes geweſen: man hätte ja die Elektrizität oder das Licht als ſein eigen empfunden. Jezt aber gähnt eine Leere; und ganz weit hinten, wo ich nicht bin, iſt ein Ding. Dieſes Nichts iſt der Raum.

Die großen Denker haben geſagt, Raum und Zeit ſeien unſere eigenen Anſchauungsformen. Und wir haben es dahingeſtellt ſein laſſen und haben

nichts damit anfangen können. Anders wird es, wenn man diese Ausfuge auseinander reißt. Die Zeit ist nicht nur die Form unserer Anschauung, sondern auch die Form unserer Ichgefühle, also ist sie für uns wirklich, für das Weltbild, das wir von uns aus formen müssen. Die Zeit ist wirklich, gerade weil sie subjektiv ist. Der Raum aber ist eine Anschauungsform; unsere Subjektivität braucht ihn nicht zur Deutung des Eigenen, sondern nur als Bedeutung für das immer noch fremd Gebliebene. Der Raum ist unwirklich, nicht Das, was er scheint, obwohl er subjektiv ist: er scheint objektiv. Die Entdeckung, daß es nichts Räumliches, nichts Dingliches giebt, ist Etwas, das uns mal in Fleisch und Blut übergehen muß wie die Entdeckungen des Kopernikus. Wir müssen das Fremde zu unserem Eigenen machen, den Raum in Zeit verwandeln, die Extensität der äußeren Dinge muß uns ein Bild sein für die Intensität unserer Ichgefühle. Ich bin nicht nur dieses Hirn, nicht nur dieser Organismus, ich bin auch mein Geschautes. Dies nicht um der Wonneseligkeit oder der Verzückung willen — denn die Welt wird wahrhaftig nicht schöner und nicht edler, wenn ich sie bin (Dies für panpsychistische Pfaffen) —, sondern um des Sinnbildes der Wahrheit willen, das mir einzig noch möglich scheint.

Natürlich handelt es sich hier nicht um solche dem Volksglauben angehörende Begriffe wie Seele, Ich und Vergleichen; sie müssen nur mit Vorbehalt angewandt werden, so lange unsere Aufmerksamkeit noch so kläglich wenig auf die unendlich differenzirten Qualitäten und Intensitäten der Zeit gerichtet worden ist, so lange wir die neue Sprache noch nicht haben. Wie wir ein Ding mit Eigenschaften, eine Vielheit um etwas Bleibendes herum, in die Außenwelt versetzt haben, so erscheint uns auch unser Ichleben als eine Vielheit von Individualitäten, die sich um den trotz ewiger Beweglichkeit fest scheinenden Kern der Person und Ueberperson, des Gedächtnisses und Uebergedächtnisses gruppieren. Für diese Vielheit der Personen in Einem hat Kant ein kühnes und mystisches Bild gefunden; er sagt: „Eine elastische Kugel, die auf eine gleiche in grader Richtung stößt, theilt dieser ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zustand (wenn man bloß auf die Stellen im Raume sieht) mit. Nehmet nun, nach der Analogie mit dergleichen Körpern, Substanzen an, deren die eine der anderen Vorstellungen, sammt deren Bewußtsein, einflößete, so wird sich eine ganze Reihe derselben denken lassen, deren die erste ihren Zustand sammt dessen Bewußtsein der zweiten, diese ihren eigenen Zustand sammt dem der vorigen Substanz der dritten und diese eben so die Zustände aller vorigen sammt ihrem eigenen und deren Bewußtsein mittheilte. Die letzte Substanz würde also aller Zustände der vor ihr veränderten Substanzen sich als ihrer eigenen bewußt sein, weil jene zusammt dem Bewußtsein in sie übertragen worden, und Dem unerachtet würde sie doch nicht eben die selbe Person in allen diesen Zuständen gewesen sein.“



Diese Stelle ist ein Versuch, das Prinzip der Vererbung auf das Verhältniß der einzelnen differenzirten Individuen innerhalb eines Individuums anzuwenden. Sie ladet aber auch ein, die Einheit Dessen, was Ich zu einem Stück Welt sagt, noch mehr zu erweitern: wenn das Ich eine Unzahl von Individuen (Zellen) in einem Herrschaftssystem vereinigt, dann sehe ich nicht ein, warum nur die Welttheile zu mir gehören sollen, die ich mit Mund und Lunge in mich aufgenommen habe, und nicht eben so gut die anderen, die mich sonst irgendwie berühren. Die Welt wird so aufgefaßt als eine unendlich komplizierte Kreuzung psychischer Herrschaftssysteme. Vor dieser Komplizirtheit sich zu scheuen, liegt gar keine Veranlassung vor; darum erscheinen uns alle Weltanschauungen so kläglich, weil sie mit Hilfe von Abstraktionen, die immer tugendhafter wurden, je verblasener sie waren, versuchten, die Welt auf eine einfache, möglichst moralische Formel zu bringen. Die Welt ist nicht einfach; und wir haben keinen Grund, uns vor mikroskopischem Detail zu fürchten. So sehr die Naturwissenschaft und Mechanik ins Detail gegangen ist, so sehr muß es die symbolische Auslegung dieser materiellen Sinnbilder, die jene Wissenschaften uns verschafft haben, thun. Die Geisteswissenschaften haben lange genug um ein paar armselige schönrednerische Hohlheiten sich herumgedrückt.

In der Naturwissenschaft hat man sich seit Jahrtausenden bemüht, alle Vorgänge, physiologische und chemische, Licht, Farbe, Wärme, Elektrizität, auf die Mechanik zurückzuführen. Das heißt: auf die Bewegung winziger Stofftheilchen, die eigentlich gar nicht mehr differenzirt waren und gar nichts Stoffliches mehr an sich hatten. Man wollte Alles auf die Bewegung eines Einheitslichen zurückführen, dessen einzige Eigenschaft eigentlich die Bewegung war. Warum man Das wollte, warum man nicht, was man ohne Zweifel eben so gut hätte versuchen können, etwa alle Bewegung durch Wärmegrade ausdrücken wollte oder überhaupt irgend eine andere bestimmte Sinnesenergie als Maß aller Dinge angenommen hat, darüber wollte man sich nie Klarheit verschaffen. Und doch scheint mir der verborgene Grund ganz einleuchtend: man wollte das Qualitative aus der Welt schaffen und es durch Quantitatives erzeugen; die sekundären Eigenschaften sollten durch primäre ersetzt werden. Schon Kant spottet über die Mechaniker, die immer empirisch bleiben wollen und die doch zu Beginn ihrer Forschung die „metaphysische Voraussetzung“ machen, daß das Reale im Raum sich nur der extensiven Größe nach unterscheiden könne. Das Bestreben der Mechaniker ist, die Welt seelenlos, farbenlos, duflos, klanglos zu machen. Es sollten nur reine Raumverhältnisse übrig bleiben, die all das Wirre, Sinnengemäße erklärten. So sind sie dazu gekommen, die Welt in benannten Zahlenverhältnissen auszusprechen, deren Name keine Rolle mehr spielt. Sie haben die Welt auf die Zahl gebracht; und wo sie noch nicht so weit sind, sind sie doch auf bestem Wege.

Die Zahl aber ist nicht nur das Maß des Raumes, sondern auch der Zeit, nicht nur der abstrakt geschauten Bewegungen, sondern auch der Intensität all unserer Sinnesenergien, nicht nur des materiellen Draußen, sondern auch des psychischen Innern. Die Aufgabe Derer, die an dem Weltbild formen wollen, scheint mir zu sein: mit Hilfe der Ergebnisse der mechanistischen Wissenschaft richtige Zahlenverhältnisse für das Intensive und das System des psychischen Fließens zu finden. An die Stelle der Dinglichkeit, der Kausalität, der Materie hat die Intensität, das Fließen, die Psyche zu treten: an die Stelle des Raumes die Zeit. Räumliche Quantitäten sind nur bildliche Verhältniszahlen für die unendlich differenzirten Qualitäten der Zeit.<sup>\*)</sup> So gewinnt Schopenhauers Einsicht, daß die Musik die Welt noch einmal ist, einen neuen Sinn: sie ist einer der Versuche des Kunstwissens, der Weltverinnerlichung, mit Hilfe qualitativ getönter Zahlenverhältnisse ein Bild der Welt als Psyche zu geben, eine Sprache zu schaffen für das Reich der Intensitäten. Das Auge, der Raumsinn hat uns zu den Abstraktionen des Extensiven gebracht, bis wir merkten, daß wir unser Inneres nicht auf Raumformeln bringen können; vielleicht kann uns das Gehör, der Zeitsinn, die Traum- und Klangbilder geben, deren wir bedürfen, um die Symbole, die wir als Außenwelt schauen, in zeitlichen Verlauf zu verwandeln. Wenn wir so Raum und Materie nur als ein Sinnbild für intensive Vorgänge in der Zeit auffassen, als eine Sinnestäuschung, die wir umdeuten müssen, dann füllen wir etwa den Abgrund aus, der bisher unser inneres Dasein und unsere Außenwelt getrennt hat. Wir hören dann auf, unser Innenleben als Räthsel und die Raumwelt als Gespenst zu betrachten: Beides geht dann auf in einen unendlich mannichfachen seelischen Zeitenstrom, dessen geheimnißvolle krause Verschlingungen wir mit Hilfe der Metaphern unserer Sinne noch zu erforschen haben. Die Wahrheit jenseits unseres Eigenen kümmert uns nicht, weil wir wissen, daß wir nichts davon erkennen; das Fremde aber, das wir bisher als Außenwelt liegen ließen, müssen wir in unser Eigenes verwandeln. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege, durch die Schärfung und Verfeinerung all unserer Intensitäten, auch zu neuen Sinnen, zu neuen Bildern, von denen wir heute noch keine Ahnung haben.

Bromley.

Gustav Landauer.

<sup>\*)</sup> Nachträglich finde ich in dem jüngst aus Nietzsche's Nachlaß herausgegebenen „Willen zur Macht“ den folgenden bestätigenden Satz: „Der mechanistische Begriff der Bewegung ist bereits eine Uebersetzung des Originalvorgangs in die Zeichensprache von Auge und Tact“. Ueberhaupt deckt sich die Verwandlung des Seins in Werden, die Nietzsche in diesem Hauptwerk vorschlägt, so ziemlich mit meiner Meinung von der Verwandlung des Raumes in Zeit.



## Blumenträume.

**K**omm mit mir in die silberne Frühlingsnacht,  
 Mein Lieb, komm mit mir hinaus;  
 Aus dem Schlaf sind die Rosen und Lilien erwacht  
 Und schimmern von Perlen des Thaus;  
 Wir gaukeln über die Wege sacht,  
 Auf flügeln über die flammende Pracht,  
 Von Blüthen zu Blüthenstrauß.

Komm mit in den webenden Glanz hinein,  
 Mein Lieb, in den wogenden Duft;  
 Die weißen flocken wallen und schnein,  
 Hörst Du, wies schmeichelnd ruft?  
 Die Seele voll süßen Träumerein,  
 Mein Lieb, wir wollen wie Blumen sein,  
 Zitternd in Frühlingsluft.

Die Rose öffnet die Blüthe weit.  
 Bist Dus, mein Lieb, die sie rief?  
 Gieb mir die Hand, daß wir zu Zweit  
 Sinken hinunter tief.  
 Die Wände in rosiger Herrlichkeit  
 Und Kerzenglanz und das Lager bereit,  
 Darin die Königin schlief.

Auf leisem fuß Du geglitten bist  
 An das Bett, wo die Königin träumt;  
 Du hast ihr Köpschen in süßer Eist  
 Mit weißen Armen umsäumt;  
 Sie hat Dich im Traum auf die Wangen geküßt  
 Und Dein Antlitz zur Rose geworden ist,  
 Von dunkler Gluth überschäumt.

Nun tauch in den Kelch der Lilie hinein,  
 Mein Lieb, in den weißen Schoß;  
 Da stehen die Säulen in schimmernden Reihn,  
 Du reißt den Blick nicht los;

Auf dem Thron von blendendem Marmorstein  
Da ruht die Elfe im Mondenschein,  
Die Augen still und groß.

Und mit weißer, feierlicher Hand  
Hat sie Dich, mein Lieb, berührt;  
Du hast Dich schauernd emporgewandt,  
Da den Hauch Du vom Licht gespürt;  
Auf Deiner Stirn wie ein goldnes Band  
Liegt nun der Glanz aus Lilienland  
Der nimmer sich verliert.

Mein Lieb, nun komm an den dunklen Teich,  
Wo die Wasserrose ruht;  
Laß uns wehen auf Lüften, süß und weich,  
Ueber die wellende Fluth,  
Hinein in der Blume magisches Reich,  
Wo in fremden Flammen, ihr und bleich,  
Flackert die Märchengluth.

Wie auf silbernen Schwingen der Schmetterling,  
So wiegst Du Dich über dem Schaum;  
Wie der Falter an schimmernden Kelchen hing,  
So schwebst Du am Blüthenfaum;  
Und der Traum, den mein Lieb von der Blume empfing,  
Der liegt nun am Grund wie ein funkelnder Ring,  
Tief in des Herzens Raum.

Nun komm, mein Lieb, in die Nacht zurück,  
Wo die Rosen im Winde wehn,  
Den zaubrischen Traum im leuchtenden Blick,  
Und das Haupt wie Lilien schön —  
In unsern Herzen das Märchenglück,  
Mein süßes Lieb, das sonnige Glück,  
Das kann nicht untergehn.

Hamburg.

Theodor Suse.



## Der verehrte Dichter.

Es thut nicht gut, wenn ein Schriftsteller viele Verehrer hat; es thut nicht gut! Nur den Sumpfpflanzen schadet Ueberfluß an Feuchtigkeit nicht; den Stäben ist sie nur mit Maßen zuträglich. Ich erzähle hier von einem Burschen aus dem Schriftstellerstande, der auf dem Wege zu seinem Ziel unerwarteter Weise in den Morast der Popularität gerieth, erzähle davon, wie lächerlich und ungeschickt er sich benahm, als er sich mit dem Schlamm des Lobes vollgesogen hatte, und was mit ihm geschah, als ihm der Kopf durch die nebligen Dunstwolken des Ruhmes verqualmt worden war. Der Bursche war einfältig, aber nicht ganz dumm, und er unterschied sich von seinen Kameraden im Gewerbe dadurch, daß er aufrichtig war und darum sich selbst jeden Tag widersprach. Er lebte in einem Lande, dessen Literatur einen Weltruf genoß; und als er auf die ersten Anzeichen der Popularität zu stoßen begann, nahm er sie mit Unwillen auf und dachte: Sonderbar . . . In die Posanne stößt man, — und sie hören nicht; ein Rohrpfaischen bläst, — und sie freuen sich . . . Der Bursch war nicht bescheiden, durchaus nicht! Aber er kannte seinen Werth. Das war die Sache . . . Und dann wußte er auch, daß es in seinem Heimathlande kein Volk giebt, sondern nur ein Publikum, und daß es namentlich das Publikum ist, das literarische und andere Berühmtheiten erschafft, während das Volk seinen Trutz geht, die Schriftsteller gering schätzt, an Zauberer glaubt, sein Leben lang nur arbeitet, aber trotzdem immer Hunger leidet und jeden beliebigen Augenblick bereit ist, die ganze Literatur mitsammt all den anderen vom Publikum geliebten Künsten für einen Sack Mehl einzutauschen. Aber obgleich mein Bursche dies Alles genau wußte, war er doch nur ein Mensch; und außerdem sind alle Schriftsteller — und sogar die Philosophen — mehr oder weniger beschränkte Leute. Er fing an, zu fühlen, daß die hartnäckige Aufmerksamkeit, die das Publikum seinen Büchern zeigte, ihm angenehm sei. Er bekam von den Lesern schmeichelhafte Briefe. Ein Leser schrieb: „Talentvoller“ . . . Der andere setzte schwarz auf Weiß hin: „Hochzuverehrender“ . . . Jrgend eine Leserin schrieb einfach, aber kräftig: „Danke, mein Seelchen!“ Ganz, als habe der Dichter ihr Seide zu einem Fädchen geschenkt. Und ein Krämer, der mit Büchern handelte, schickte einen Brief folgenden Inhalts: „Geehrter Herr! Herr Schriftsteller! Indem ich anfing, mich zu interessieren, warum, daß das Publikum so kräftig Ihre hochzuverehrenden Bücher kauft, habe ich dieselben durchgelesen und aus mir ergossen sich die nachfolgenden Verse:

Wie Lilien im Sumpf,  
In meiner müden Seele  
Blühten Visionen und Träume  
Von einem Leben ohne Hinderniß.  
Sie blühten, aber schüchtern,  
Blühten und verwelkten  
Und verfaulten im Schlamm des Herzens  
Und es roch sehr häßlich . . .  
Aber Du drangst mir ins Herz,

Mit Deinen heißen Worten,  
 Wie mit Funken überstreuest  
 Das Dunkel meiner Seele Du  
 Und ich entflammte in Leidenschaft;  
 Ich wurde unsinnig lähn  
 Und jetzt rieche ich stolz  
 Wie ein angefangenes Schwein . . .

In aufrichtiger Hochachtung  
 Sila Koršunow."

Und viele andere süße Zeichen der Aufmerksamkeit erhielt mein Schriftsteller vom Publikum. Und der Teufel, der treue Begleiter des Schriftstellers, flüsterte ihm ein: Genir' Dich nicht, Märchen; Du hast Dir's verdient, also genir' Dich nicht! Du bist jetzt dem Publikum, was eine junge Geliebte einem entkräfteten Greis ist. Und so stelle Dich auch nicht bescheiden, denn „die Karawäse liebt es, in Sahne gekocht zu werden“, und der Dichter, daß man ihn in Weibhauß räuhere. Ha ha ha! . . .

Und so fing mein Bärtschchen langsam an, dem in ihn verliebten Publikum unter die Augen zu treten. Er sieht: sie klatschen in die Hände. Und er begann, sich an dieses Geräusch zu gewöhnen, wie der Trunkenbold an den Schnaps, und es wurde ihm langweilig, ohne dieses Händeklatschen zu leben; aber zugleich fing der Bursche an, sich hinstreichen zu lassen.

Also eines Tages umringte ihn an einem belebten Ort ein Haufe Publikum, drückte ihn an die Wand, klatschte in die Hände und schrie: Bra—voo! Bra—voo! . . . Und er stand vor der Menge, gerührt lächelnd, und ihm war so süß zu Ruth, als ob man ihn in Sirup gesotten hätte. Zum ersten Mal sah er das Publikum in der Nähe . . . Und plötzlich wurde ihm unbehaglich davor, sogar bang ward ihm; ob man ihn nicht nächstens unter dem Arm kipeln würde? Durch seinen Kopf schwirrten allerlei unsinnige Gedanken. Es schien ihm, daß Jeder in der Menge, der ihn anschaute, in Gedanken seine Ohren mit den Ohren des Schriftstellers vergleiche, um genau festzustellen, wessen länger seien. Und mein Bärtschchen fühlt, daß seine Ohren wuchsen, wuchsen, gigantischen Umfang erreichten. Aber das Publikum steht und schreit: Bra—voo—o! . . . Da entzündete sich in der Seele meines Helden ein unheilvoller Zweifel an der Freiheit seines Ich und er dachte: „Sie betrachten mich als ihr Eigenthum und werden sogleich anfangen, mit mir zu spielen, wie mit einem Ball.“ Der Teufel aber stand neben ihm und lachte tückisch: „Haha! Schau nur, schau!“ Er schaut hin, mein armer Bursch, und sieht: die Menge ist von Zehn auf Hundert gewachsen und Alle klatschen in die Hände. In ihrer Mitte stehen die wohl-erzogenen Nachkommen des Judas Ischariot, des Ignatius Kramol und aller Christusüberschächerer; sie stehen fest und klatschen ihm zu. Die Augen des Publikums bohrten sich wie tausend Nadeln in die Brust meines Helden. Er schaute in Verwirrung auf die Menge und sah: alle die Gesichter verschmolzen in ein einziges ungeheures, düsteres, knechtisches Gesicht, das hatte keine Augen, sondern nur zwei trübe Flecke an deren Stelle; und die Nase in diesem Gesicht war lang, wie der Rüssel des Elefanten.

„Schau“, sagte der Teufel, böshaft lichernd, „seine Führer haben ihm eine lange Nase gemacht, aber sie haben kein Feuer entzündet in seinem Herzen und so ist es blind! Und sieh hin, was für eine Zunge es hat, sieh nur!“

Vor den Augen meines Helden bewegten sich ungeheuer große sinnliche Rippen über einer tiefen, schwarzen Höhle; in der Tiefe dieser Höhle drehte sich irgend ein glitschiger, kurzer, dicker Balken und mit Gestank brach es hervor: „Bra—do!“ Der Schriftsteller schloß vor Furcht die Augen; er fühlte, daß man ihn irgendwo einsauge. Aber als er sie wieder öffnete, standen vor ihm Menschen; die allgewöhnlichsten Menschen standen vor ihm wie eine dicke Mauer, ihre Gesichter lächelten, die Augen blinnten mit dem Vergnügen von Kindern, die ein neues Spielzeug erblickt haben, und Alles um ihn herum war einfach und gewöhnlich. Vor diesem Lächeln und diesen freundlichen Augen wurde dem Dichter warm zu Muth, die Furcht schmolz in seinem Herzen und er wünschte, dem Publikum Etwas zu sagen, so etwas recht Herzliches. Er athmete, so tief er konnte, und sprach, die Hand auf das erschrockne Herz drückend:

„Meine Herren!“

„Bravo!“

„Ey! Still! Er will sprechen.“

„Meine Herren! Ihre Aufmerksamkeit kehrt angenehm mein Herz. Ich scheit mir, verstehe Sie. Als ich klein war und Militärmusik hörte, pflegte ich hinter ihr herzulaufen; und mich unterhielt nicht so sehr die Musik selbst wie der Soldat, der die große Trompete blies und dabei die Waden blähte . . . Ich danke Ihnen, meine Herren!“

„Bra—do—do—do!“ schrie das Publikum.

„Wir lieben Sie!“ sagte Jemand laut.

„Danke!“ sagte der Dichter gerührt und bewegt.

„Bra—do!“

„Meine Herren! Laßt uns offen mit einander reden!“

„Bravo!“

Der Teufel, der hinter dem Schriftsteller stand, lächelte . . . Schlaupops!

„Ich, meine Herren, glaube an die Aufrichtigkeit Ihres Verhaltens gegen mich. Aber nur schwer verstehe ich, wodurch ich solches warme Gefühl bei Ihnen hervorgerufen habe. Manchmal, wissen Sie, kommt es mir vor, als liebten Sie mich, weil ich keinen Ueberrock trage und in meinen Erzählungen oft unanständige Wörter gebrauche. Und manchmal denke ich, daß, wenn ich mir einübte, lyrische Gedichte mit dem linken Hinterfuß zu schreiben, Sie sich noch wärmer, mit noch größerer Aufmerksamkeit gegen mich benehmen würden . . .“

„Bra—do!“ schnatterte das Publikum.

„Und, sehen Sie, mir scheint, als seien Sie nicht wirkliche Leser, sondern einfach Verehrer. Der Leser weiß, daß wichtig nicht der Mensch, sondern der Geist des Menschen ist, und er guckt den Schriftsteller nicht an wie das Kalb mit zwei Köpfen. Er liest ihn, aber er glaubt ihm nicht blind. Er denkt selbst über das Buch nach: ‚Dieses ist so, aber Jenes ist nicht so.‘ Und wenn er nachgedacht hat, schafft er etwas Gutes und dann wird dieses Gute ‚Geschichte‘ genannt. Ihr aber, meine Herren, schafft nicht Geschichte, sondern Skandalgeschichten . . . Und wirkliche Leser sind gar selten auf der Welt, von Eurer

Sorte aber viele. Auf mein Gewissen: ich muß Euch sagen, daß ich keine Sympathie und noch weniger Achtung für Euch empfinde. Die Kameraden haben mir gesagt, daß man das Publikum achten müsse, aber Niemand konnte erklären, weshalb. Wie denken Sie? Weshalb sollte man Sie achten?"

Der Schriftsteller schwieg und sah fragend auf das Publikum. Das schwieg auch und schien etwas verdüstert. Von irgendwo her wehte ein kalter Wind.

„Seht Ihr wohl“, sagte nach langem Schweigen sanft der Dichter, „auch Ihr selbst seid nicht einmal im Stande, herauszufinden, weshalb man Euch wohl achten sollte.“

Irgend ein rothhaariger Mensch riß den Mund auf und sagte im Haß: „Wir sind Menschen . . .“

„Nun, sind denn Viele unter Euch wirkliche Menschen? Unter Tausend wird man vielleicht Fünf finden, die leidenschaftlich glauben, daß der Mensch der Herrscher und Schöpfer des Lebens sei und daß sein Recht, frei zu denken, zu sprechen, zu gehen, ein heiliges Recht sei; möglich, daß Fünf von Tausend sogar fähig sind, für dieses Recht zu kämpfen und furchtlos im Kampf dafür unterzugehen. Die Meisten von Euch sind Sklaven des Lebens oder dessen freche Herren. Und Ihr Alle seid zahme Bürger, die mitunter die Pflichten wirklicher Menschen erfüllen. Das, was in Euch menschlich ist, gehört in den Bereich der Zoologie; ich schaue hier in Eure träben und ängstlichen Augen und mit Schrecken sehe ich, wie Wenige unter Euch tapfer, wie Wenige ehrlich sind. Arm ist mein Land an starken Menschen; und doch ist wieder die Zeit gekommen, wo es eines Felden bedarf.“

Etwa zwanzig Leute aus dem Publikum drehten dem Redner den Rücken und gingen ab. Er aber fuhr fort: „Ein guter, lebendiger Mensch wird immer nach Etwas streben, Etwas suchen; Ihr aber lebt still, zahm, unbeweglich, wie Euch befohlen wird. Das Leben ist Euch schwer, zum Denken seid Ihr zu faul und habt Angst, Euch zu bewegen. Rings um Euch starren, wie die Nichtigkeiten auf dem Börtchen im Empfangszimmer der Cocotte, die morschen Traditionen und verschiedenen Vorschriften, die verteuflert wenig taugen. Das Alles hindert Euch, frei die Hände zu bewegen; aber all diese Dinge sind für Euch kleine Bögen und Ihr wagt nicht, sie zu vernichten, obgleich sie Euch wie Fesseln brücken. Und wenn der Wind vom Feld her in die muffige Luft Eurer Höhlen frische Düste hineinweht, so schließt Ihr, einen Herzschlag befürchtend, alle Lustklappen. Unruhe liebt Ihr nicht, Unruhe erschreckt Euch. Aber Ihr müht irgend Etwas zum Sprechen haben, Ihr braucht was, um Eure Gäste zu unterhalten; wie die Bettler auf der Kirchentreppe, streckt Ihr die Hände nach der Literatur aus, um von ihr Etwas zur Zerstreung zu erwischen. Die Literatur ist für Euch das scharfe Gewürz in der Fadheit Eures dämmerigen Lebens. Euch gefällt es, wenn man mit Blut und Galle schreibt; aber es gefällt Euch eben nur. Und weder Liebe noch Haß weckt die Literatur in Eurer Brust, — nichts, außer Beifallsgeschrei oder Schmähungen. Ihr seid nicht Menschen, Ihr seid Zuschauer, Publikum. Nicht ein Bittern würde durch das Leben gehen, wenn Ihr Alle auf einmal daraus entschwändet, wenn Ihr auf einmal in die Erde versänket; nichts würde sich auf der Erde ändern. Ihr seid Stoiker, weil Ihr Sklaven seid. Man schlägt Euch: Ihr schweigt; man beleidigt Euch: Ihr lächelt.



Euch können höchstens noch Eure Frauen ärgern, wenn das Mittagessen nicht schmeckt, und Ihr leidet nur aus Hier nach den Gütern des Lebens, aus Neid gegen einander und durch schlechte Verdauung. Wenn der Stiefel Euren Fuß drückt, seufzt Ihr: „O, wie Recht hat Schopenhauer!“ Aber wenn Ihr das Geschrei nach „Freiheit“ hört, denkt Ihr bei Euch: „Was ist mir Hefuba?“ Daß Euch Alle der Teufel holte! Wenn Ihr wüßtet, wie jämmerlich, wie widerwärtig Ihr seid, wie schrecklich schwer es ist, unter Euch zu leben! Man sagt Euch: das Leben ist furchtbar, das Leben ist düster, es ist ganz von Blut durchtränkt. Ihr glaubt es nicht. Euer Leben ist nur gemein und langweilig; und wenn man Euch den Tod zeigt und die Schrecknisse dieser Gemeinheit, so bleibt Ihr ruhig und interessiert Euch nur für das Eine: Ist es schön dargestellt? Aesthetiker, die im Schmutz ertrinken . . . Wüßtet Ihr wenigstens schneller darin erlaufen! . . .“

Das Publikum lüchelte sich allmählich. Es liebt lange Rede nicht. Aber der Teufel lachte; er kannte ja den wirklichen Werth von Alledem.

Nur der Redner, hingerissen von dem Gefühl zu erfüllender Pflicht, merkte nichts und fuhr fort: „Das Leben ist die heroische Dichtung vom Menschen, der sein Herz sucht und es nicht findet, der Alles wissen will und nichts wissen kann, der strebt, so mächtig zu sein wie sein Vater im Himmel, und nicht die Kraft hat, seine eigenen Schwächen zu besiegen. Habt Ihr von der Wahrheit gehört? Von der Gerechtigkeit? Von dem Wunsch, alle Menschen der Erde stolz, frei und schön zu sehen? . . . Ihr trachtet nur danach, satt zu sein, es warm zu haben, den Frauen unter der Vorpiegelung von Liebe Gewalt anzuthun und sie zu verderben. Ihr wollt nur ruhig leben, gemächlich, sämftiglich. Das ist Euer Glück. Euer höchstes Glück aber ist, für einen Groschen fünf zu kriegen. Das Glück fängt man mit kräftigen, muskulösen Armen. Ihr aber seid Feiglinge, Schwächlinge. Ihr könnt nicht einmal eine Fliege ohne fremde Hilfe fangen. Ihr braucht dazu vergiftetes Papier: 'Fliegentod'. Mir thun die Fliegen leid! Sie summen und stören dadurch den Schlaf; aber ich würde mit Freuden für Euch ein Papierchen 'Fliegentod' schreiben, daß Ihr beim Lesen von Unruhe vergiftet würdet . . . Ich sehe, hierin habe ich nicht Recht: Ihr beunruhigt Euch wohl. Nämlich, wenns Euch unbequem wird, zu leben, weil das Gehalt nicht zur Ernährung der Familie ausreicht oder weil Eure Frauen vor Langeweile, mit Euch zu leben, Euch betrügen. Dann seufzt Ihr, philosophirt, das Leben erscheint Euch widerlich und schwer . . . so lange, bis Euch das Gehalt erhöht wird oder Ihr eine Geliebte gefunden habt. Und indem Ihr das Leben mit den altersschwachen Nörgeleien, dem eiligen Gekiff des Kapensjammers, mit Euren Klagen über das Dasein anfällt, vergiftet Ihr das Ohr Eurer Kinder. Ihr jesselt ihre Gedanken an die Kleinlichkeiten des Lebens, an dessen Plattheiten und ihre Gedanken werden stumpf wie das Schwert, mit dem man Reste abhaut, statt der Köpfe.

Dann gehen auch die Kinder, ermilbet von Eurem Geschwätz über das Leben, das Ihr nicht kennt, still die ausgetretenen Wege; sie werden früh kleine kalte, jämmerliche Greise; sie gehen und suchen ein warmes Leben, ein sattes Leben, ein molliges Leben; sie finden es und vegetiren still dahin, nach dem Beispiel der Väter. Sie sind wie eine frische Lünke, mit der man den Spalt im alten Gebäude übermalt hat. Hier ist ein schweres, schmutziges Gebäude, ganz durchtränkt vom Blute der Menschen, die es zerdrückt hat; es erbebt in seiner

Morschheit, wird vom Vorgefühl des nahen Zusammenbruches gepackt und wartet zitternd auf den Augenblick, wo es krachend einstürzen soll. Und schon reifen die Kräfte zum Stoß; sie wachsen an, können sich kaum noch zurückhalten und bald dort, bald hier loht ihre Gluth in einer Flamme der Ungeduld auf. Sie werden kommen; dann wird das alte Gebäude erzittern, wird Euch auf die Köpfe fallen und Euch unbarmherzig zerquetschen, obgleich Ihr nur straffällig seid, weil Ihr nichts gethan habt. Aber es giebt keine Schuld in diesem Leben.“

Gar wenig Publikum war übrig geblieben. Ein Theil davon schaute mit Bedauern auf den Dichter; da sie keine Erzählungen gern lasen, hörten sie mit Kummer seine Rede, bieweil in seiner Rede nichts Aesthetisches war. Einige sahen ihn mitleidig an. Alle langweilten sich und Niemand fühlte sich beleidigt. Da schrie ein erboter Jüngling: „Alles Dies sind Worte. Zeigen Sie, daß sie ein Programm haben, ein praktisches Programm!“

Ein würdiger Herr sagte feuzend:

„Ach, auch ich war in meiner Jugend Romantiker!“

Und eine Dame in schwarzem Kleid fragte: „Warum schimpft er denn auf die Frauen?“

Der Teufel lachte.

„Noch Eines muß ich Euch sagen. Sehr liebt Ihr, unglücklich zu sein. Ich denke, Ihr thut es aus Berechnung: Ihr habt nichts, um unter einander Achtung und Liebe zu erwecken, und so werdet Ihr absichtlich unglücklich, um für Euch das Mitleiden, das Mitgefühl, billige Emotionen zu erregen, mit denen Ihr einander abspeist und die Ihr in der selben Stärke dem Hündchen gönnt, wenn das Rad eines Wagens ihm das Bein zerquetscht hat. Wenn in Euch nur ein gesundes, ganzes Gefühl der Liebe zum Leben wäre! Ihr liebt ja das Leben nicht, Ihr fürchtet Euch vor ihm, Ihr reißt ihm leise, wie ein Dieb, Stückchen ab . . . Zahme Sippchaft! Arme Bettler! Möchte Gott mehr Elend auf Eure Häupter hernieder schicken, auf daß Ihr aus träger Ruhe komet; möge Gott Euch Aufregungen in Hülle senden, damit Ihr auflebet! . . .“

In der Gruppe der Leute, die vor dem Redner standen, fühlte sich Einer beleidigt und schrie: „Ja, nicht Alle sind wie so . . . Der Teufel hols! Das ist nachgerade ungerecht!“

„Rein Herr, fordern Sie nicht von mir Gerechtigkeit. Die giebt es nicht im Leben; vorläufig wenigstens nicht. Wie kann in Eurer Mitte Gerechtigkeit stehen? Und Ihr seid Alle gleich schlecht. Ihr, die Gesellschaft: wie soll man Euch in Gute und Schlechte theilen? Ihr Alle habt Euch in der Jugend mit Kenntnissen ausgerüstet, während Ihr in den Schulen sahet, und Euch Alle lehrte man das Selbe. Ich glaube, daß Ihr Gutes gelernt habt, denn ich bin überzeugt, Ihr hättet nicht gelitten, daß Euch Böses gelehrt wird. Ich kann mir schwer eine Universität vorstellen, in der man die Jünglinge ein menschenfeindliches, leidenschaftloses Verhalten dem Leben gegenüber lehren könnte, das Streben nach warmen Plätzchen und andere Superflughheiten. Aber wenn Ihr ins Leben tretet, wird die Summe der vorhandenen Gemeinheiten durch Eure Gegenwart nicht vermindert. Ich weiß nicht, ob Ihr frische kleine Gemeinheiten mitbringt, und werde diese Behauptung auch nicht aufstellen. Ich weiß nur, daß Ihr mit fünfundzwanzig Jahren das Privateigenthum bekämpft und mit fünfunddreißig

Jahren nette Willen besitzt. Ich weiß: Ihr versteht, für Euch zu arbeiten; aber ich frage: Was habt Ihr für das Leben gethan? Ihr Alle fühlt gleich kalt. Die sogar, die warm reden. Wie viel Niedertracht umgiebt Euch! Probiert Ihr, sie zu vernichten? Sagt Ihr sie von Euch? Nein! Aber die Besseren unter Euch — Das sah ich — verstecken sich prezios davor. Das Streben, reinlich zu sein, ist kein schlechtes Streben, aber der ehrliche Mensch fürchtet den Schmutz nicht. Laßt uns offen reden. Daran, daß unser Leben so häßlich ist, sind wir Alle gleich schuldig. Auf der Welt giebt es keinen Gerechten, noch nicht. Aber woher nehmt Ihr den Muth zu solcher Kriecherei vor der Macht und wo habt Ihr so sklavisch für das Heil Eurer Haut fürchten gelernt? Ich behaupte: alles Gemeine und Widerliche, das auf Schritt und Tritt uns begegnet, blüht nur deshalb so lebendig, stark und grell, weil es sich auf eine kräftige Wurzel stützt, auf Eure Angst um die Haut, auf Eure Sklaveninstinkte. Die Schmach des Lebens haben wir Alle zu gleichen Theilen verschuldet. Und wenn ich an die Kraft des Fluches glaubte, würde ich Euch Alle verfluchen. Aber ich glaube an etwas Anderes. Bald werden neue Menschen kommen, muthige Menschen, ehrliche, starke . . . bald!" . .

„Run ist's aber genug“, sagte der Teufel lächelnd.

Mein Bürschchen sah sich um. Vor ihm und um ihn war keine Seele.

„Seltsam! Sind sie schon Alle fortgelaufen? Ich bin ja noch nicht zu Ende.“

„Sie sind verbrannt im Feuer Deiner Reden. Siehst Du den Rauch an der Decke? Das ist Alles, was von ihnen geblieben ist. Laß uns gehen.“

Ich weiß nicht, was weiter mit meinem Helden geschah, möchte auch das Ende dieser Geschichte nicht ausdenken, denn ich ahne darin nichts Erfreuliches für ihn. Aber ich bin sicher, daß es nicht gut thut, wenn einem Dichter viele Verehrer erstehen. Wer mit dem Publikum zu thun hat, muß von Zeit zu Zeit die Lust um sich her mit der Karbolsäure der Wahrheit desinfizieren.

Das ist Alles . . .

Moskau.

Ragim Gortij.



## Kaufmännische Schiedsgerichte.

Herr Landrichter a. D. Ernst Mumm holte im letzten Aprilheft der „Zukunft“ zu gewaltigem Streich gegen die kaufmännischen Schiedsgerichte aus. Nach der anspruchsvollen Einleitung seines Artikels hatte ich gehofft, wenigstens einen neuen Gedanken über diese Institution darin zu finden, muß aber gestehen, daß er mich nur auf oft betretene Gemeinplätze geführt hat.

Herr Mumm bedauert, daß durch die Schaffung kaufmännischer Schiedsgerichte „der Grundsatz der ordentlichen Gerichtsbarkeit abermals durchbrochen wird.“ Dieser Ausdruck scheint mir nicht ganz korrekt. Das Prinzip der ordentlichen Gerichtsbarkeit ist schon seit der Einführung der Gewerbegerichte durchbrochen. Jetzt handelt es sich nur noch darum, für eine Kategorie von Lohnarbeitern — denn auch die Handlungsgehilfen sind nichts Anderes —, die eigentlich schon lange der gewerblichen Sonderrechtsprechung unterstehen müßte, einen für sie ungünstigen Ausnahmestand zu beseitigen. Ich sehe nur einen Stand-

punkt, von dem aus man vielleicht bedauern könnte, daß die aus dem kaufmännischen Dienstvertrag erwachsenden Rechtsstreitigkeiten der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen werden, nämlich den Standpunkt der juristischen Wissenschaft, der dadurch ein sehr wichtiges und schwieriges Gebiet genommen wird. Das hat Justizrath Staub in der Deutschen Juristenzeitung mit Recht betont. Staub geht aber zu weit, wenn er aus diesem Grunde die kaufmännischen Schiedsgerichte überhaupt ablehnt. So hoch uns die juristische Wissenschaft stehen mag: höher steht die Praxis, für die ja die Wissenschaft schließlich vorhanden ist. Und die Praxis fordert gebieterisch kaufmännische Schiedsgerichte, aus dem selben Grunde, der schon früher zu der Forderung von Gewerbegerichten trieb. Leider nehmen viele Juristen mit Herrn Landrichter Numm an, es seien „überall Rechtsfragen, Fragen der Auslegung von Gesetzes- und Vertragsbestimmungen, die der Entscheidung harren, und äußerst selten nur werde der Richter Gelegenheit finden, speziell kaufmännische Kenntnisse zu verwerthen.“ Gewiß: kaufmännische Spezialkenntnisse sind überhaupt nicht nöthig. Aber die zur Auslegung von Dienstverträgen nothwendigste Voraussetzung ist soziales Verständniß. Wo die Auslegung klipp und klar ist, da kann nach den Gesetzesbestimmungen auch der Gewerberichter nur genau so entscheiden, wie es der Berufsrichter thun müßte. Die Schwierigkeit beginnt eben erst bei den vielen Fällen, wo der Buchstabe des Gesetzes zweierlei Urtheile zuläßt. Da muß das soziale Gefühl, muß das Bewußtsein mitsprechen, daß der Handlungsgehilfe gegenüber dem Prinzipal der wirtschaftlich schwächere Theil ist. Dieses soziale Bewußtsein ist aber bei unseren Richtern aus zwei Gründen nicht allzu häufig zu finden. Entweder legen sie in Folge ihrer Vorbildung auch in zweifelhaften Fällen formalistischen Erwägungen ausschlaggebende Bedeutung bei; oder ihre Herkunft, ihre gesellschaftlichen Beziehungen und Lebensgewohnheiten wirken von vorn herein auf ihr soziales Empfinden. Wären lediglich oder auch nur in der Hauptsache kaufmännische Kenntnisse nöthig; dann müßte man in den Handelskammern der Landesgerichte die besten Richterkollegien setzen. Sie kommen ja heute schon für Klagen von Angestellten als Berufungsgerichte, aber auch, zum Beispiel bei Klagen wegen der Konkurrenzklause, als Gerichte erster Instanz in Frage. Aber sie sind selbstverständlich noch viel gefährlicher als Berufungsrichterkollegien, denn hier sitzen ja die Chefs über die Angestellten zu Gericht.

Ueber die von dem Herrn Landrichter befürchteten sozialen Folgen der kaufmännischen Schiedsgerichte ließe sich diskutieren, wenn nicht die Erfahrungen der Gewerbegerichte laut gegen seine Auffassung sprächen. Ich begreife, offen gestanden, nicht, wie Jemand, der nicht ganz ohne Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse urtheilt, heute noch daran zweifeln kann, daß das Zusammenarbeiten in den Berufsgerichten Arbeiter und Arbeitgeber einander näher bringt. Das Zusammenwirken der Vertreter einzelner Klassen kann natürlich den Klassenkampf nicht aus der Welt schaffen. Dadurch aber, daß die Kontrahenten des Arbeitsvertrages in einem gewissermaßen obligatorischen Verkehr stehen, lernen sie einander als Persönlichkeiten achten. Der Arbeiter sieht, daß seine Brotherrn persönlich sehr oft frei von jener Härte sind, die ihnen der Zwang wirtschaftlicher Konkurrenz aufnöthigt. Und auch der Arbeitgeber lernt bei so naher Berührung im Arbeiter den Menschen mehr schätzen, als er früher gewohnt war. Man frage nur unsere großen Fabrikherren, die in der Landesverfiche-

zungenstalt, in den Krankenkassen und im Gewerbegericht mit den Vertretern der Arbeiterschaft zusammenwirken, ob sie im Lauf dieser Thätigkeit nicht vielfach einen ganz anderen Begriff von der Intelligenz und vom Wesen der Arbeiter bekommen haben. Die Befürchtung, eine Vermehrung der Zahl der Prozesse könne die wirtschaftlichen Gegensätze verstärken, ist durch alle mit den Gewerbegerichten gemachten Erfahrungen als grundlos erwiesen worden.

Auf einem ganz anderen Blatt steht die von dem Herrn Landrichter berührte Frage, ob Gewerberichter, die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen sind, die nöthige Gewähr für eine unparteiische Rechtsprechung bieten. Der einzelne Richter gewiß nicht. Das soll er auch gar nicht. Der Fortschritt der Berufsgerichte besteht ja gerade darin, daß die falsche Fiktion der Objektivität beseitigt und dem Klassencharakter der Gesellschaft ausdrücklich Rechnung getragen wird. Der Arbeiter-Beisitzer spricht Recht nach dem sozialen Empfinden seiner Klasse. Der Arbeitgeber-Beisitzer wird in vielen Fällen den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Und den Ausschlag giebt der präsidirende gelehrte Richter, dem beide Anschauungen in frischer Ursprünglichkeit vor Augen geführt werden.

Herr Mumm nennt den Ruf nach Schiedsgerichten eine Modefache. Soll damit diese bitter ernste Frage ins Lächerliche gezogen werden? Wenn man Alles, was modernen Bedürfnissen entspricht und deshalb gefordert wird, Modefache nennen will, — gut, dann sind auch die kaufmännischen Schiedsgerichte Modefache. Entschieden aber wäre die Unterstellung zurückzuweisen, es handle sich hier etwa um eine Mode, der nicht mehr Werth zuzusprechen ist als dem erfolgreichen Bemühen eines Konfektionärs, der den Frauen aller Länder vorschwätzt, es sei nöthig, am Ende der Kleiderärmel trichterförmige Erweiterungen zu tragen, die wie Regenabflußrohre aussehen. Wenn Herr Landrichter Mumm auf solche Anschauung seine sozialpolitischen Studien baut, dann steht er allerdings dem von ihm verehrten Karl Ferdinand Freiherrn von Stumm recht nah, für den ja auch die Forderung des Rechtes freier Koalition eine Modefache war.

Uebrigens hält diese Mode sich nun schon seit mehr als zwölf Jahren. Wer rückblickend erkennt, welchen Raum in der Handelswelt die Forderung kaufmännischer Schiedsgerichte sich im Lauf der Zeit erobert hat, Der wird zu anderen Ansichten kommen als die Herren Stumm und Mumm. In diesen Tagen ist eine kleine Schrift, „Der Kampf ums Recht“ erschienen, die der Centralverband der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen Deutschlands herausgegeben hat. Sie bringt im Anschluß an eine Rede, die der Reichstagsabgeordnete Paul Singer in einer öffentlichen Versammlung am zehnten Februar 1902 hielt, in einem Anhang eine kurze Geschichte des Rufes nach kaufmännischen Schiedsgerichten. Daraus kann man ersehen, daß schon 1890, als vom Bundesrath dem Reichstag der Entwurf eines Gewerbegerichtsgesetzes vorgelegt wurde, die sozialdemokratische Partei beantragte, Handlungsgehilfen und Lehrlinge in die Rechtsprechung der Gewerbegerichte einzubeziehen. Der Antrag fiel damals, aber die Frage war damit in Fluß gebracht. Nur ein einziger Verein, der Verband Deutscher Handlungsgehilfen in Leipzig, erklärte noch 1894 kaufmännische Gewerbegerichte für durchaus überflüssig. Schließlich aber mußte auch er sich dem Druck seiner Mitglieder fügen; und seitdem giebt es keine auch noch so schwächliche Handlungsgehilfen-Organisation, die nicht kaufmännische Sondergerichte verlangt.

Die Frage, wie die Gerichte zusammengesetzt werden sollen, wird freilich sehr verschieden beantwortet, braucht uns hier aber nicht weiter zu beschäftigen. Daß die Handelskammern sich zum großen Theil gegen Schiedsgerichte erklären, ist kein Wunder; selbst wenn sie nicht durch das ungeheuerliche Wahlrecht zu Vertretern der Handelsaristokratie gestempelt wären, blieben sie doch im besten Fall immer nur Vertreter der Arbeitgeber. Die aber haben mit den Gewerbegerichten schlechte Erfahrungen gemacht.

Auch über die Gründe, die, abgesehen von den schon angedeuteten sozialen Erwägungen, die Handlungsgehilfenschaft zu ihrer Forderung bestimmten, giebt die Brochure eingehend Auskunft. Statt im Allgemeinen von der sozialen Verständnißlosigkeit zu reden, die in manchen Urtheilen der ordentlichen Gerichte an den Tag tritt, will ich einen einzigen Prozeß herausgreifen, der deutlich zeigt, wie schleppend der Geschäftsgang vor unseren ordentlichen Gerichten ist. Ich citire wörtlich: „Im Kaufhause Germania in Hamburg verunglückte im Juni 1898 ein Angestellter beim Dekoriren und durfte auf Anordnung seines Arztes seine geschäftliche Thätigkeit nicht ausüben. Der Chef entließ ihn ohne Kündigung und gab als Grund an, der Angestellte sei unberechtigter Weise aus dem Geschäft fortgeblieben. Am siebenundzwanzigsten Juli 1898 wird vom Angestellten die Klage eingereicht und der erste Termin ist am siebenundzwanzigsten September, da die Gerichtsferien dazwischen liegen. Vertagung. Zweiter Termin 20. Oktober. Vertagung. Der Arzt soll vernommen werden. Dritter Termin 8. November. Der Hausdiener soll vernommen werden. Vierter Termin 29. November. Der Chef soll die Geschäftsbücher vorlegen. Fünfter Termin 13. Dezember. Es wird Entscheidung angelehrt auf den 28. Dezember, doch am 20. Dezember noch einmal verhängt, Zeugen zu vernehmen. Sechster Termin 12. Januar 1899. Neue Erhebungen beantragt. Siebenter Termin 26. Januar. Neue Erhebungen. Achter Termin 2. Februar. Neue Erhebungen. Neunter Termin 9. Februar. Zeuge nicht erschienen. Zehnter Termin 16. Februar. Erlaß eines Theilurtheiles: dem Beklagten wird ein Eid zugesprochen. Hiergegen legt der Kläger Berufung ein. Elfter Termin 2. Mai. Verhandlung über die Berufung. Vertagung. Zwölfter Termin 9. Mai. Vertagung. Dreizehnter Termin 18. Juni. Vernehmung der Parteien. Vierzehnter Termin 15. Juni. Theilurtheil: die Parteien sollen bestimmte Dinge beschwören. Fünfzehnter Termin 10. Juli. Nur Kläger erschien, der schwört. Sechzehnter Termin 26. September. Vertagung. Siebenzehnter Termin 28. September. Beklagter schwört. Achtzehnter Termin 30. September. Urtheilsfällung und Verurtheilung des Beklagten, nachdem vierzehn Monate seit der Einreichung der Klage vergangen sind.“ Ein solches Beispiel sollte doch wahrhaftig genügen, um zu zeigen, wie nöthig eine beschleunigte Sonderrechtsprechung ist. Man muß sich vorstellen, was es für einen armen Handlungsgehilfen heißt, vierzehn Monate auf sein Gehalt warten zu müssen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle hat der Handlungsgehilfe noch nicht einmal so viel Privatvermögen, daß er, ohne Schulden zu machen, auch nur einen Monat der Stellenlosigkeit überdauern könnte.

So erwachsen dem Gehilfen schon Nachteile, wenn er sich entschließt, den bestehenden traurigen Rechtszustand auszunutzen und den Klageweg zu beschreiten. Doch wie Wenige thun Das überhaupt! Da ist der Herr Landrichter stink mit

Ironie bei der Hand: „Das stumme Dulden bildet aber gerade in unserer Zeit ganz sicher nicht die Regel.“ Der kaufmännische Verzicht auf den Kampf ums Recht allerdings nicht. Aber Noth lehrt auch dulden. Man stelle sich vor, was ein Prozeß, dessen achtzehn Termine sich über vierzehn Monate hinaus erstrecken, kostet. Diese Kosten an Geld und Zeit sind in sehr vielen Fällen eben gar nicht aufzubringen. Und so muß denn der Gehilfe die Sache ins Wasser fallen lassen. Das Recht wird dadurch zur Luxuswaare, die für den armen Handlungsgehilfen — man denke nicht immer nur an Bankbeamte, Konfektionäre und Waarenhausdisponenten — einfach nicht zu erreichen ist. Herr Mumm hofft freilich, eine Beschleunigung und Verbilligung unseres gesamten Prozeßverfahrens werde herbeizuführen sein, die ihm logischer scheint, schon weil sie weiteren Volkstreifen Nutzen brächte. Wer außer ihm giebt sich aber der Hoffnung hin, der Militärstaat Preußen könne Geld genug aufwenden, um nicht nur die Ueberlastung der Amtsgerichte zu beseitigen, sondern auch so viele Richter neu anzustellen, daß in wenigen Tagen Prozesse entschieden sein können? Und selbst wenn Preußen nicht Preußen wäre: ihrer ganzen Struktur nach sind die Amtsgerichte für eine soziale Rechtsprechung nicht brauchbar. Das ist sogar von Richtern anerkannt worden. Ich erinnere nur an die Reden des Amtsrichters Bacher aus Augsburg und des Amtsrichters a. D. Kayser aus Worms auf dem letzten Verbandstage deutscher Gewerbegerichte (in Pöbed am zehnten September 1901).

Nun aber der höchste Trumpf des Herrn Mumm. Bei den bestehenden Schiedsgerichten in Hannover, Braunschweig, Osnabrück und Stolp sind nur sehr wenige oder gar keine Verfahren anhängig gemacht worden, ergo ist das Prozeßbegehren der Handlungsgehilfen gar nicht so groß, ergo sind kaufmännische Schiedsgerichte Modesache. Daß die genannten Schieds- oder Fachgerichte mit den von den Handlungsgehilfen geforderten nichts als den Namen gemein haben, scheint der Herr Landrichter nicht zu wissen. Es sind Schiedsgerichte, die nur in Funktion treten, wenn sie von beiden Parteien freiwillig angerufen werden. Ich habe das Statut des hannoverschen Schiedsgerichtes durchgelesen und wundere mich gar nicht darüber, daß es im Jahr 1900 dort nur achtzehn Prozesse gab. Denn erstens muß, wie gesagt, dieses Gericht von beiden Parteien angerufen werden und zweitens ist es nur für Mitglieder der Handelskammer, also für eingetragene Firmen zuständig. Gerade die Handlungsgehilfen, die in den vielen kleinen Geschäften unter den traurigsten Bedingungen dienen, sind von den Wohlthaten dieses „Rechtsbüxens“ ausgeschlossen. Und wer richtet? Chefs und Gehilfen. Doch die Vollversammlung der Handelskammer wählt auch die Gehilfen-Beisitzer aus der Zahl geeigneter Kandidaten, die sich die Kammer von ihr bekannten kaufmännischen Vereinen vorschlagen läßt. Man sieht also, wie völlig verschieden von diesen Mißgeburten kaufmännische Gewerbegerichte sind, die nach festem Gesetz für alle aus dem kaufmännischen Dienstvertrag stammenden Rechtsstreitigkeiten in Anspruch genommen werden müssen, deren Beisitzer aus allgemeinen Wahlen hervorgehen und die in längstens eben so vielen Wochen den Endspruch fällen, wie das Amtsgericht Monate braucht, um ein Zeugenverhör zu Ende zu führen. Solche Schiedsgerichte sind nicht Modesache, sondern entsprechen einem dringenden wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnis. *Plutus.*



## Meisterspiele.

**V**or achtundvierzig Jahren wurde der neue Glaspalast der Bayernhauptstadt zu würdiger Aufnahme der Allgemeinen Deutschen Industrieausstellung, der ersten münchener, vorbereitet. Franz Dingelstedt, dem aus Stuttgart verschriebenen Intendanten des Hoftheaters und kosmopolitischen Nachwächter a. D., dem der münchener Boden damals noch heiß war — und nie kühl werden sollte —, lagen die Freunde in den Ohren, Liebig, Sybel, Dönniges, Geibel und die Andern: was er den herbeiströmenden Fremden nun im Schauspielhaus bieten wolle. Alltagskost durfte es nicht sein; denn Jedermann erwartet sich ein Fest. Und Geld mußte es einbringen; denn König Max hatte eben erst erklärt, er sei „durch die Verhältnisse außer Stand gesetzt, mehr für das Hoftheater aufzuwenden als bisher.“ Mit diesem Maß in der Tasche waren große Sprünge nicht zu machen, namentlich nicht von einem zugereiften Protestanten und Revolutionär, dem, ob er inzwischen auch sacht sein fromm geworden war, noch immer das bayerische Mißtrauen auf die Finger sah. Und wenn das Hoftheater während der Ausstellungszeit lässig blieb, konnte der Herr Intendant mit seiner Jenny allein in der Galerie Noble des ersten Ranges sitzen; keine Kage ging ihm aus dem Glaspalast dann ins Schauspielhaus. . . In einer kalten Dezembernacht kam dem blinden Hessen die Erleuchtung, als er mit dem berühmten Arzt Karl von Pfeuffer auf dem Karolinenplatz vor dem Obelisken stand. „Statt eines Schauspielgastes lasse ich ein Viertelshock kommen und stelle sie insgesammt auf die selbe Linie. Nur Künstler ersten Ranges lade ich ein, aber in einer alle großen Theater umfassenden Auswahl; und nur in klassischen Stücken führe ich sie vor. Die Mitglieder der hiesigen Hofbühne theilnehmen sich, je nach Vermögen, an der allgemeinen Aufgabe. Ich schaffe mir ein Personal von lauter ersten Kräften und mache für eine Weile die münchener Bühne zur deutschen Centralbühne. Lauter große Stücke, deutschen Ursprungs, gespielt von lauter großen deutschen Künstlern bis in die kleinste Rolle hinein.“ Als der Gedanke austauchte, waren noch sechs Monate bis zur Eröffnung der münchener Messe. Dingelstedt verlor seine Zeit nicht. Dem König gefiel der Plan, im Januar schon wurden die Aufforderungen an dreißig Theatergrößen versandt und in der Karwoche gieng auf die Werbereise. Die war nicht bequem; in Wien mußte der Intendant an einem Tage zweieundvierzig Stodwerke erklettern und auf einer Fahrt durch alle deutschen und österreichischen Hauptstädte gabs damals, bei bitterer Kälte, noch manche Strapaze zu dulden. Als nach achtzehn Tagen aber der lange Franz wieder in München sah, war das Programm fertig und die Ausführung gesichert. Jeder Gastspieler bekam für jede Rolle hundert Gulden. Jeder hatte sich verpflichtet, außer zwei ersten auch zwei kleinere Rollen zu übernehmen, drei Tage vor dem Beginn der



Vorstellungen einzutreffen und mindestens zwei Wochen lang zur Verfügung zu bleiben. Das war möglich, weil im Juli die meisten großen Theater geschlossen sind und die Wandervirtuosen rasten. Den Regisseur jeder Vorstellung wählten die Gäste mit Stimmenmehrheit. In Streitfällen blieb die Entscheidung dem „Menium der Gesellschaft“ vorbehalten. Den Text der Stücke redigirte Dingelstedt und nach seinen vorher versandten Soufflirbüchern mußten die Gäste, ehe sie zum Wettkampf aufbrachen, ihre Rollen einrichten. Er, dem das Bild stets wichtiger war als das Wort, sorgte auch für das szenische Kleid. Da war er in seinem Element. Er hat sich selbst einen „angeborenen Hang zu Massentwirlungen und Massenentwicklungen“ nachgesagt. Wie so Vieles aus der Geschichte unseres durch Vanaußenhochmuth von der Tradition gelösten Theaters, ist heute vergessen, daß Dingelstedt das frühe Vorbild der meiningener Regiekünste war. Von ihm haben Alle gelernt, die seitdem versuchten, die Nüchternheit norddeutschen Sprechspiels mit dem bunten Reiz seiner Sinnlichkeit zu erwärmen und auf der Bühne ein „Milieu“ zu schaffen, eine stimmende, bestimmende Umwelt, die dem Deterministen im Zuschauerraum den Traum und das Wollen der vor seinem Auge handelnden Menschen erklärt. (Kein Zufall ist's nämlich, daß erst, als der Glaube an Willensfreiheit und gottähnlich selbstherrliches Heldenthum sich müde hinbettete und der Glanz der Theologie und Teleologie mählich verblühte, auch im Theater der Wunsch nach Erkenntniß der Kausalität erwachte, das Bedürfniß sich regte, auf den Brettern, die eine Menschenwelt bedeuten sollen, die Menschenjchicksale determinirenden Kräfte verkörpert, die Hintergründe in greifbarer Klarheit zu sehen.) Sogar die „materischer“ Massengruppirung günstigen Treppen, die von den Meiningern in die Mode gebracht wurden und zu der Frage führten, ob denn sämtliche Fürsten im Keller wohnten, hat Dingelstedt erfunden. Und eine solche Riesentreppe stieg in München am elften Juli 1854 Isabella von Messina in die vom Intendanten „mit selbstvergnügtem Raffinement aufgebaute“ Halle des normannischen Palastes hinab. Er hatte manche Absage bekommen und mußte auf Dawson, Dessoir, Ludwig Löwe, auf die Fuhr und die Bayer verzichten. Trotzdem konnte er Aufführungen von nie erschauntem Glanz bieten. Isabella war Julie Rettich, Deutschlands damals größte Tragödin, Cajetan der mächtige Sprecher Anschütz, Manuel und Cesar wurden von Emil Devrient und Hendrichs gespielt, „den berühmtesten Liebhabern und zugleich den in natura feindlichen Brüdern des deutschen Theaters.“ Auf dieser Höhe hielt sich das „Gesammtgastspiel“ bis zum Schluß. Den einfachen Namen hatte Dingelstedt gewählt; die Freunde sprachen von Muster-, die Feinde von Monstre- und Rüstereitervorstellungen. Was gegen den aus kommerzieller, nicht aus künstlerischer Sehnsucht geborenen Gedanken zu sagen war, wurde gesagt. Stilleinheit ist in so kurzer Frist nicht zu erreichen; und auch bei längerer Vor-

arbeit hätte kaum einer der berühmten Nimen sich herabgelassen, auf persönliche Starwirkung zu verzichten und sich in ein Ensemble zu fügen. Immerhin war eine sehenswerthe Ausstellung deutscher Schauspielkunst. Ein großartiger Bühnenraum; sorgsame Vorbereitung; fast alle stärksten Talente der deutschen Bühne vereint: Anschütz, Devrient, Döring, Hendrichs, La Roche, Liedtke, Jost, Christen, Haase, die Damen Haizinger, Seebach, Neumann, Marie Dahn; und an der Spitze ein Theaterkünstler von der nachschaffenden Phantasiekraft Dingelstedts: kein Ausländer hatte deutscher Schauspielkunst vorher solche Leistung zugetraut. Der Theaterkasse brachte das Gesammtgastspiel zehntausend Gulden; für zwölf Hochsommerabende im armen Deutschland von anno dazumal eine hübsche Summe. Als beim Abschiedsfest im Theaterfoyer König Maximilian — 1854! — kreuzfidel unter den Komödianten saß und „auf das Gedeihen der dramatischen Kunst und Poesie in Deutschland“ trank, da ging dem langen Franz das Herz auf und er pries sich glücklich, weil ihm gelungen sei, „die berühmtesten Meister unserer Schauspielkunst, ohne Vortheil für ihr eigenes, einzelnes Interesse, durch rein ideale Zwecke in ein Ganzes zu verschmelzen und ein aus sämtlichen deutschen Stämmen, Staaten und Städten gemischtes Publikum für die Aufführungen klassischer Dichtungen durch klassische Darsteller zu erwärmen.“

Der Versuch wurde erst sechsundzwanzig Jahre später erneut. Wieder in München, wieder während der Sommerferien. Allerlei Surrogate, aber auch wirkliche Musterdarstellungen wurden geboten. Die Wolter als Desdina und Lady Macbeth, die Bessely als goethisches Mädchen, Herr Sonnenthal als Elvigo und Prinz von Guastalla, Herr Kraftel als Tempelherr und Max Piccolomini, Herr Poffart als Oktavio und Goethes Carlos, Herr Häusser als Ilo, Frau Ulmenreich als Winna: Das lohnte allein schon des Weges Mühe; und die Herren Lewinsky, Verndal, Barnay, Friedmann, Haase wirkten mit. Das Virtuosenhum war, wie Eduard Devrient vorausgesagt hatte, stärker geworden, der auch nur kurze Stunden dauernde Schein einer Stileinheit noch schwerer als 1854 zu erreichen. Sichtbar wurde die Wirkung der Italiener, der Ristori, Rossis und Salvini's, die das deutsche Tragödienspiel aus der Erstarrung gelöst und die fast vergessene Kunst gelehrt hatten, die Gestalten der klassischen Dichtung *naïv* anzuschauen, als wären sie gestern von einem unter uns lebenden Poeten geschaffen worden. Das war kein unwichtiges Resultat. Und mochte an Plan und Ausführung Manches zu tadeln sein: auch diesmal — Das konnte selbst der strengste Kritiker Herr Poffart, dem Leiter, nicht bestreiten — war an szenischen Künsten nicht geklagt und beinahe jede Hauptrolle mit dem besten Darsteller besetzt, der im Personalbestand des deutschen Theaters zu finden war.

Jetzt werden in den berliner Hoftheatern „Meisterspiele“ veranstaltet.

Man weiß nicht recht, von wem. Der Generalintendant — für ein Weilchen ist noch Graf Hochberg — hat sich, so heißt es, dem prager Direktor Angelo Neumann verbündet; und da dieser in allen Preshwinkeln gewalttätige Herr, unter dessen Leitung das prager Schauspiel längst den guten Namen verloren hat, sich hervorrufen und in Tischreden feiern läßt, muß er sich wohl als den Manager dieser Großthat fühlen. Einerlei. Wir brauchen auch nicht zu fragen, warum der Leiter der dem Rang nach ersten deutschen Bühne zu solchem Unternehmen sich einen geschickten Opernspekulanten als Helfer holen muß und ob die Männlein und Fräulein aus dem Bretterreich nicht eben so gern dem Ruf des Grafen Hochberg wie dem des Herrn Neumann gefolgt wären. Verantwortlich bleibt die Generalintendanz. Verantwortlich für den unter ihrer privilegierten Adlerflagge verübten Unfug, den schlimmsten und zugleich lächerlichsten, dessen Spur in der Geschichte des deutschen Theaters zu finden ist.

Meisterpiele . . . Franz Dingelstedt, in dem doch ein recht robustes Selbstbewußtsein lebte, hätte sich so anmaßenden Namens geschämt; er wußte, daß es in jeder Kunst und in jedem Kunsthandwerk nur wenige Meister giebt. Und das Wort kann doch keinen anderen Sinn haben als den: zu diesen Spielen hat sich die Schaar der Meister vereint. Wir wollen die Bedenken persönlichen Geschmacks ausscheiden, jede allgemeine anerkannte Theatergröße für einen Meister oder eine Meisterin nehmen und fragen, wer von diesen der Meisterschaft würdig Befundenen nach Berlin geladen ward. Zwei Meister wirken mit: die Herren Baumeister und Sonnenthal, zwei Greise, die seit einem halben Jahrhundert in ersten Stellungen sind. Die Damen Sorma, Niemann, Hohensfels, Dumont, Sandrock, die Herren Kainz, Poffart, Barnay, Baffermann (Berlins stärkstes Spieltalent), Engels, Reicher, Thimig, Nissen: sie Alle fehlen und mit ihnen mancher Andere, der hier sicher nicht fehlen durfte. Aus allen Provinzen aber sind die Mittelmäßigkeiten zusammengetrommelt. Eine vom Botschafter Fürsten Eulenburg empfohlene Anfängerin versucht sich — nach Frau Sorma, deren sinnlicher Wüdhentz hier ein holdes Wunder schuf — an Grillparzers Esther. Eine kleine, säuerlich heftige Frau, der bei aller geschickten Routine, auch innere Größe unerreichbar ist und die, wo sie von Tragoediensiebern geschüttelt sein sollte, nur böse werden kann, leucht unter der Last, die ihrem spizen Talentschen die majestätische Javentwitwe Schillers aufbürdet. Das in unerträgliche Manieriertheit verfallene Fräulein Poppe (ein ursprünglich starkes, in der berlinischen Zuchtlosigkeit vor der Reise zerrüttetes Temperament) spreizt und windet und ziert sich als Maria Stuart. Den Faust spielt ein tüchtiger, auch im Schreiben emsiger Herr, der vor einem Jahr den anständigen Durchschnitt des Schillertheaters nicht übertrugte. Als Soubretten sind uns die Frauen Schratt (die vor dreißig Jahren vom berliner Hoftheater zu Laube ging) und Conrad-Schlenker (die ich als

Schüler debutiren sah) versprochen und das Fräulein von Barnhelm ist der Frau Buska anvertraut, die eben so alt, doch nicht eben so lustig und kerngesund ist wie Frau Schratt. Ich weiß nicht, welche Erwägung die Auswahl bestimmt hat, und kann nur feststellen, daß Frau Buska die Gattin des Managers Angelo Neumann, Frau Schratt die Freundin des Kaisers von Oesterreich ist (sie war auch die Freundin seiner Frau; ich bitte also, nichts Arges zu denken), daß Fräulein Wachner (Ether) von einem Botschafter, Fräulein Poppe von einem Intendanten protegirt wird, Frau Conrad mit dem Burgtheaterdirektor, Frau Vertens (Marfa) mit einem Theaterkritiker des Berliner Tageblattes verheirathet ist. Außer ihnen sind, offenbar nach willkürlicher Laune, allerlei brave Wimen geworben, die, da jetzt ja nicht Ferienzeit ist, fast immer nur eine Probe mitmachen können, nach der Vorstellung heimwärts fahren und zur nächsten Rolle wieder nach Berlin kommen. Keine Möglichkeit innerer Sammlung also und nicht einmal der Versuch, durch sorgsames Tönen, Fügen, Abstimmen eine Stileinheit herzustellen. Auch nicht das Bemühen, den aufzuführenden Gedichten ein mit besonderer Sorgfalt angepaßtes Feiertagskleid zu schaffen. Bühnenleiter der Spiele ist Herr Grube, ein von meininger Erinnerungen — eigenen und denen seines Inspektanten — zehrender Regisseur ohne Ansehen, ohne Fleiß, Künstlererast und schöpferische Kraft, ein Theaterputzmaker, der den tiefsten Punkt, den festen Grundstein einer Dichtung nie zu erkennen vermag, dem in seinem Schauspielhaus Niemand gehorcht und der sich durch den Hohn der Berufsgenossen, wie es scheint, nicht abschrecken läßt, selbst in Hauptrollen unter die Meisterspieler zu treten. Die meisten Dramen finden im Neuen Königlichen Operntheater Unterstand, in einem Bühnenhaus, das zu Reitübungen und Maskenbällen geeignet sein mag, jede intime Wirkung aber versagt und die Spieler im Affekt zu häßlicher Ueberspannung der Lungenkraft zwingt. Warum ward dieses Haus gewählt? Weil es an Wochentagen sonst leer steht und sich — eine Errungenschaft aus der Aera Pierson — schlecht verzinst und weil die verkehrliche Generalintendanz Geld verdienen will. Deshalb werden am Schillerplatz die Saisonzugstücke gegeben und die Meisterspiele bei festlich erhöhten Preisen hinter der Siegessäule veranstaltet. Deshalb darf keine Vorstellung ausfallen, muß Goethes wichtigste Dichtung pünktlich aufgeführt werden, trotzdem der herbeigewinkte Fauslsprecher erst drei Stunden vor Anfang der Vorstellung aus Wien eintrifft und seinen Mephisto kennen lernt.

Daß die Intendanz Geld verdienen will, ist nach den — trotz allen pomphaften Erklärungen erweislichen — Einbußen der letzten Zeit leicht zu verstehen und wäre unter allen Umständen ihr, wie jedes Gewerbetreibenden, gutes Recht. In der Wahl der Mittel aber, die zu solchem Ziel führen sollen, müßte sie einigermaßen vorsichtig sein. Schon früher ließ sie abgespielte Operetten von einem zusammengewürfelten Personal aufführen, das eben so wenig wie das Dorchester je dem Hoftheaterverband angehört hatte, und

ruhigen Muthes auf den Zettel drucken: Neues Königliches Operntheater. Der Fremde, auch der in Berlin dem Theaterwesen fern Lebende wurde durch die stolze Adlersfirma getäuscht: er zahlte das Eintrittsgeld für eine Hoftheater-Vorstellung und wurde mit einer Aufführung bewirthet, deren stars aus der Himmelsgegend von Lübeck, Posen und Chemnitz stammten. Der selbe Nar breitete seine Schwingen über die Ankündigung einer französischen Opernbande, die nach ein paar skandalösen Abenden geräuschlos verduftete. An Sonntagen, wenn in beiden Häusern gespielt wurde, gab es am Königsplatz immer Besetzungen, die selbst der alte Hülsen nicht zugelassen hätte. Jetzt . . . Ich schätze die Leistungen des berliner Hoftheaters nicht allzu hoch; aber es hat gute Männerspieler (die Herren Matkowsky, den größten, den einzigen großen Tragoeden Deutschlands, Kraußneck, Kessler, Vollmer, Christians, Ludwig, Pohl, Kolenar) und bietet an Altagen mehr, als die Meisterpiele bis jetzt boten und nach dem Programm bieten können. Wird eine Vorstellung dadurch besser, daß Matkowskys Rollen von schwächlichen Nachahmern gespielt werden und irgend ein Hinz oder Kunz aus Dresden oder Weimar auf unbekanntem Brettern die Kräfte übt? Und diese Hinz und Kunz sind nach solchem hastig vorbereiteten Gastspiel auf fremdem Boden nicht einmal zu beurtheilen. Ueberhaupt kann von einem Kunstwerth der Spiele nicht ernsthaft die Rede sein. Sie zeigen nicht den Status der deutschen Bühne, nicht, was den unter einem Kommando vereinten stärksten Talenten gelingen kann, nicht die Reste und Rudimente der einzelnen Schulen, — höchstens die heillose Sprachverrottung und Stilzerplitterung. Die Hoftheater von München, Dresden, Stuttgart geben je eine Vorstellung. Auch daraus ist nichts zu lernen. Daß Herr von Poffart, wenn er sich acht Tage lang wieder einmal beleiht, eine anständige Aufführung des — kinderleicht zu spielenden — „Erbfürster“ fertig bringt, wußte der Sachkundige schon vorher; wer nach dieser einen Probe das münchener Schauspiel schätzte, würde staunen, wenn ers daheim sähe: mit einem Personal, dem der Held und die Heldin, Faust, Franz Moor, Lady Macbeth fehlen und das keiner großen Aufgabe gewachsen ist. Eine gute Aufführung kann schließlich jedes Theater leisten. Woher aber nimmt die Generalintendanz das Recht, für Vorstellungen, die in bestem Fall bis ans Altagniveau des Gewöhnlichen reichen, erhöhte Eintrittspreise zu fordern?

Woher? Aus dem Titel des Unternehmens. Dem Gesamtgastspiel unbekannter Histrionen hätten nicht Viele nachgefragt; Meisterpiele: Das sollte ziehen und hat wirklich gezogen. Sind aber die wackeren Leute, die in Dresden, Hannover, Leipzig, Prag, Stuttgart, Weimar seit Jahr und Tag sich bescheiden und die von Zeit zu Zeit der Glanz eines den Bühnenshimmel abwandelsenden berliner Sternes überstrahlt, sind diese redlichen Durchschnittsummen Meister? Und sind sie nicht, geben sie selbst sich nicht dafür aus: was ist dann über den Titel zu sagen, dessen Posaumenton die arglose

Menge heranzulocken soll? Die Intendenz mag getäuscht worden sein; der Manager, der vom Schauspiel nichts versteht, mag seinem Werberbemühen besseren Erfolg erhofft haben. Jetzt wissen Beide, woran sie sind; und jetzt fordern wir, daß der täuschende Titel verschwinde. Das deutsche Gesetz bestraft den Versuch, durch Vorspiegelung falscher Thatfachen auf Kosten Anderer sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu schaffen. Die öffentlich unter dem Adlerwappen behauptete Thatfache, daß in den Hoftheatern Meister spielen, ist erweislich falsch, ist sogar von den zahltesten Rezensenten als falsch erkannt worden; wird die Behauptung aufrecht erhalten, dann wird „das Vermögen“ der Schauspielbesucher „beschädigt“, „durch Vorspiegelung falscher Thatfachen ein Irrthum unterhalten“, — und der Dolus ist nicht mehr zu leugnen. Noch Andere aber könnten sich durch solche concurrence déloyale beschädigt fühlen: alle berliner Schauspieldirektoren, die täglich mindestens eben so gute Vorstellungen bieten wie das Neue Königliche Operntheater und denen nun die spärliche Lenzkundschaft weggeschnappt wird. Als eine Form unlauteren Wettbewerbes, den schon 1881 eine Reichsgerichtsentscheidung „widerrechtlich, sittlich zu mißbilligen und gemeinschädlich“ nannte, verpönt das Civilrecht wahrheitswidrige Reklamen und unrichtige Angaben über Werth und Güte von Waaren, wenn diese Reklamen und Angaben öffentlich (in Zeitungsinseraten, Plakaten, Circularen) gemacht werden, zur Irreführung des Publikums geeignet sind und mit dem falschen Schein eines besonders lockenden Angebots die Kunden dem Konkurrenten entziehen, der sich solcher Mittel nicht bedienen will. „Strafrechtliche Folgen“, sagt Professor Rosenthal im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, „zieht die schwindelhafte Reklame nur dann nach sich, wenn außer den angeführten Thatbestandsmerkmalen noch das Bewußtsein der Unwahrheit der Angabe und die Täuschungsabsicht bei deren Urheber vorhanden ist“. Ich kann nicht finden, daß ein Kaufmann, der statt der im Schaufenster verheißenen leinenen dem Kunden halbkleinere Taschentücher verkauft, schuldiger ist als ein Theatergeschäftsmann, der statt der auf Riesensplakaten versprochenen Meisterspiele rasch zusammengestoppelte Duzendvorstellungen bietet, und ich bin überzeugt, daß Konkurrenten und Kunden vor Gericht ihr Schadenersatzrecht erstreiten könnten. Hans Heinrich XIV. Volkmar Graf von Hochberg, Herr auf Neuschloß und Rohnstock, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, gilt als ein schwacher, doch flecklos ehrlicher Mann. Er hat einen Namen zu verlieren, nicht als Intendant, aber als Edelmann, und wird wissen, was die Anstandspflicht dem Enttäuschten gebietet. Fällt der falsche Titel und wird ein Gesamtgastspiel deutscher Provinzleas „unter Mitwirkung der Frau Medelsky und der Herren Baumeister und Sonnenthal“ angezeigt, dann braucht kein Verständiger sich über die armselige Kartatur des bingelstedtischen Unternehmens morgen noch weiter aufzuregen. W. J.